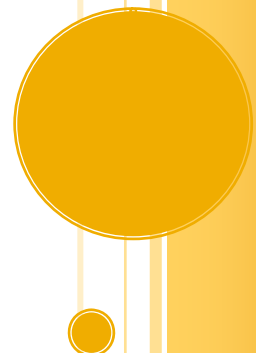


# GESCHWISTERLOSIGKEIT UND WIE DER MUT ZUR MEHRKINDFAMILIE GEWECKT WERDEN KANN

*Wege zu mehr Kindern in Deutschland unter den Rahmenbedingungen einer liberalen Gesellschaftsordnung*

Neben der in Deutschland diagnostizierten hohen Kinderlosigkeit von jungen Menschen ist es v.a. die Kinderzahl pro Frau bzw. Familie, die sich demographisch relevant auf einem niedrigen Niveau etabliert hat. Nur noch jede zehnte Familie entscheidet sich für drei und mehr Kinder, jedes fünfte Kind bleibt ein Einzelkind. Wenn sich diese Tendenz verfestigt bedeutet das auch eine mittelfristige Reduktion von Verwandtennetzwerken und eine Entsolidarisierung der Gesellschaft. Hier wird beschrieben, wie die Entscheidung zu einem oder zwei Kindern begründet wird, warum es immer weniger kinderreiche Familien gibt und woraus sich Veränderungspotential entwickeln lässt. Es geht es darum, welche Entwicklungen in einer geschwisterlosen Gesellschaft zu erwarten sind und auf welchen Reichtum verzichtet wird, wenn es immer seltener die Chance gibt, mit Geschwistern zu wachsen.

Inés Brock      Mozartstrasse 2 06114 Halle(Saale)  
25.07.2007



# GESCHWISTERLOSIGKEIT UND WIE DER MUT ZUR MEHRKINDFAMILIE GEWECKT WERDEN KANN

*Wege zu mehr Kindern in Deutschland unter den Rahmenbedingungen einer liberalen Gesellschaftsordnung*

## Inhalt

Einleitung .....	1
1. Vom Kinderwunsch zur Kinderzahl .....	3
2. Fertilitätsentscheidung .....	10
3. Rahmenbedingungen für Mehrkindfamilien .....	17
4. Bereicherung durch das Aufwachsen mit Geschwistern .....	23
5. Solidarität im Lebenslauf .....	28
6. Offenheit für Erfahrung .....	33
7. Resümé .....	36
Literaturverzeichnis .....	37

## Einleitung

Die Diskussion um die Zukunft der Familie und über sinkende Geburtenraten in Deutschland wird seit den 1990er Jahren in unterschiedlichen theoretischen Kontexten geführt. Unterschiedliche Perspektiven werden dabei untersucht und die Argumentationen reichen von demographischen Untergangsszenarien<sup>1</sup> bis zur kulturell untersetzten und sozialwissenschaftlich begründbaren Erkenntnis, dass eine politische Beeinflussung der Fertilität eine vage Hypothese bleibt.

Die Familienpolitik in Deutschland hat sich in den vergangenen Jahren dieser Thematik verstärkt zugewandt und sich dabei auf die gut ausgebildeten Frauen konzentriert, die zum Umsetzen ihres Kinderwunsches eine Vereinbarkeit von Familienarbeit und Erwerbstätigkeit benötigen. Der Ausbau der Kinderbetreuung vor allem für unter Dreijährige wird dabei angestrebt.

Da es sich bei der Umsetzung des Kinderwunsches bei jungen Paaren um ein multifaktorielles Geschehen handelt, was in Zeiten der gezielten Planbarkeit bzw. Verhinderung von Schwangerschaften insbesondere die individuelle Lebensplanung zum Ausdruck bringt,

<sup>1</sup> Vgl. Birg, Herwig: Die ausgefallene Generation; Leipert, Christian: Demographie und Wohlstand; Schirrmacher, Frank: Minimum

beschäftigen sich zunehmend die unterschiedlichsten Professionen mit diesem Thema. Das reicht bis in die Gynäkologie und Geburtshilfe hinein, die sich ebenfalls mit den Auswirkungen später Mutterschaft und ungewollter Kinderlosigkeit beschäftigt.

Makrosoziologische Prognosen für die Bevölkerungsentwicklung stehen dabei neben einer interdisziplinären Zukunftsforschung, die eine „wissenschaftliche Befassung mit möglichen, wünschbaren und wahrscheinlichen Zukunftsentwicklungen und Gestaltungsoptionen sowie deren Voraussetzungen in Vergangenheit und Gegenwart“ (Familiensoziologie, 2007) umfasst.

In diesem Beitrag soll es um eine Perspektive gehen, die im Diskurs über den Kindermangel in Deutschland bisher kaum eine Rolle spielt: Der Mangel an Mehrkindfamilien. Die Geschwisterlosigkeit hat für Kinder nicht nur eine perspektivische Komponente, indem sich ihre zu aktivierenden Verwandtenetzwerke reduzieren, sondern vereint ebenfalls zwei bedeutende Aspekte des gegenwärtigen Kinderlebens. Einerseits fokussiert sich das Alltagserleben von Kindern auf Institutionen, denen ein Kompensationscharakter für fehlende Gleichaltrigenkontakte in den Familien auferlegt bzw. unterstellt wird. Andererseits hat die zunehmende Kindzentrierung auf das Wunschkind in der Familie auch psychologische Folgen für das Aufwachsen.

Nach einer einleitenden Beschreibung der Grundlagen und Befunde für die Entscheidung zu einem oder mehreren Kindern und zu den Rahmenbedingungen der Familiengründung geht es hier vorwiegend um eine kindheitssoziologische und entwicklungspsychologische Perspektive, die die intrafamiliären Beziehungsdynamiken einbezieht. Daraus werden abschließend Thesen entwickelt, welche Auswirkungen ein Mangel an Geschwistern in einer Gesellschaft haben und wie man ihnen begegnen kann.

Um den Mut zu Kinderreichtum zu stärken, gibt es keine Rezepte. Aber die Bewusstwerdung der Defizite in der Individualentwicklung, wenn auf ein horizontales Subsystem der Kindergeneration in den Familien verzichtet wird, kann einen neuen Argumentationsstrang im Demographiediskurs entwickeln, der die Entscheidung zur Mehrkindfamilie stärken kann.

Die Bereicherung des Familienlebens durch Geschwister und die verwandtschaftliche Beziehungsvielfalt im Lebensverlauf zu thematisieren, ist eine besondere Herausforderung in Zeiten, in denen im politischen und pädagogischen Raum ein hoher Anspruch an die individuelle Förderung von Kindern mit einer hohen Verunsicherung von jungen Eltern in ihrer Erziehungskompetenz beobachtet wird. Die Unterstützungsleistungen für Familien und die Beurteilung elterlichen Engagements brauchen eine Aufwertung. Eine Orientierung an den Ressourcen von Mehrkindfamilien und nicht an den Defiziten ist dabei notwendig. Dabei wird hier der Focus auf die Entlastungen und Bereicherungen gelegt, die ein Aufwachsen in größeren Familien für Eltern und Kinder mit sich bringen.

Abschließend wird eine sozialwissenschaftliche Hypothese verfolgt, die sich dem Charakter der gesellschaftlichen Kommunikation, Interaktion und Innovationsfähigkeit zuwendet. Darin wird diskutiert, inwieweit eine Häufung von Einzelkindern langfristig eine eher konservative Grundhaltung der Gesamtbevölkerung befördert, Egoismus stärkt und die Bereitschaft von Solidarität reduziert.

## 1. Vom Kinderwunsch zur Kinderzahl

### 1.1 Familiengründung

Wenn junge Menschen heute nach ihren Werten befragt werden, steht die Familienorientierung - abhängig vom jeweiligen sozialen Hintergrund - sehr weit oben. (Shell, 2000) Diese eher abstrakte Vorstellung von Geborgenheit und Nähe in der eigenen Familie als individueller Orientierungsrahmen nimmt erst dann konkrete Gestalt an, wenn die Lebenssituation es erlaubt. Genau an diesem Punkt individueller Lebensplanung erleben junge Menschen und insbesondere junge Frauen in der modernen Gegenwartsgesellschaft die ersten Brüche mit dieser affektiv besetzten Vorstellung von Familiengründung. Dabei sind es vor allem die hohen Erwartungen an die Partnerschaft, die im Vorfeld der Entscheidung für die Gründung einer Familie in den Vordergrund rücken. Der Kinderwunsch selbst gilt als umfassend institutionalisiert, d.h. er tritt selbstverständlich und ohne Begründungsbedarf auf. Seine Umsetzung jedoch zeigt sich abhängig von den subjektiven Relevanzsystemen der Partner. Bei der Gründung einer Familie treten die reinen Kinderwunschmotive neben Konzepte von Elternschaft und Erziehung. Auch normative Erwartungen und die Werte der Herkunftsfamilie werden wichtig. Elternschaft und Familie bleiben bedeutsame Lebensziele für die Mehrzahl der jungen Menschen und haben eine große Bedeutung im eigenen Lebenskonzept.

Das generative Verhalten und der persönliche Gestaltungsbereich sind dabei nach (Alt & Kemkes-Grottenthaler, 2002, S. 283) von verschiedenen Rahmenbedingungen abhängig. Diese Dimensionen scheinen vor dem Hintergrund einer übersteuerten bevölkerungspolitischen orientierten Familienpolitik unverdächtiger, weil sie den individuellen Möglichkeitsraum viel eher abbilden, als das die gegenwärtig diskutierten Maßnahmenkataloge. Im *physiologischen Rahmen* entscheidet das *biologische Können*, ob ein Kinderwunsch realisiert werden kann. Hierbei muss v.a. die späte Mutterschaft diskutiert werden (siehe 2.1.). Im *sozio-institutionellen Rahmen* wird *das soziale Dürfen* abgebildet. Hier fällt auf, dass es nicht nur die Herkunftsfamilie und die signifikant Anderen wie Freunde sind, die den Rahmen formen, sondern dass das kulturelle Klima relevant wird. Das betrifft in besonderem Maße Mehr-Kind-Familien. War 1992 noch jede achte Familie kinderreich so hat die allgemeine Reduzierung der Kinderzahl den Legitimationsdruck für Eltern bei der Entscheidung zum dritten Kind extrem erhöht. Des Weiteren hat der *Rahmen der individuellen Lebensgestaltung* eine hohe Bedeutung, hier wird das *persönliche Wollen* abgebildet. Und genau da haben sich in den letzten Jahrzehnten in ganz Europa teils dramati-

sche Veränderungen in den Biographien ergeben. Die Gründung einer Familie hat sich der Selbstverständlichkeit entzogen.

Normative Erwartungen wichtiger Bezugspersonen beeinflussen zunehmend den generativen Entscheidungsprozess. Im sozialen Umfeld junger Menschen hat sich eine Haltung verfestigt, dass die Verwirklichung des Kinderwunsches bestimmte Bedingungen voraussetzt. Das Lebensalter des durchschnittlichen Erstgeburtszeitpunktes verschiebt sich auch durch diese Erwartungen. Im Zusammenhang mit der antizipierten Verwirklichung des Kinderwunsches wird Frau erst nach dem 30. Lebensjahr mit Mutterschafterwartungen konfrontiert. „Auf Grund der Optionssteigerung gerät die Entscheidung für ein Kind, da sie eine langfristige, irreversible biographische Festlegung bedeutet, immer stärker in Konkurrenz zu anderen, nicht kindzentrierten Lebensstilen.“ (Peuckert, 2007, S. 37)

Dieses Planungsdilemma der Frau wird jedoch interessanterweise sehr häufig aufgehoben durch ungeplante Schwangerschaften, damit lässt sich möglicherweise die hohe Zahl (ca. 40 - 50%) von ungeplanten Schwangerschaften trotz immer sicherer Kontrazeptiva erklären. Die Bestimmung des optimalen Zeitpunktes ist psychisch überfordernd und eine bewusste Entscheidung wird somit abgewehrt. ‚Schicksal‘ wird als Legitimation des Phänomens der strukturellen Überforderung von Frauen genommen und die Konkurrenz zu anderen Optionen der Lebensgestaltung wird aufgelöst. Mit dieser Abwehr von Verantwortung wird auf die allzu große Verschiebung der Realisierung des Kinderwunsches reagiert.

Der Anstieg des Erstgraviditätsalters hat jedoch Folgen, die von den Paaren kaum bedacht werden. „Kinderlosigkeit ist vielfach durch den Aufschub der Realisierung des Kinderwunsches bedingt. Frauen, die vor dem 25. Lebensjahr heiraten, blieben nach Schätzungen nur zu 5% kinderlos, während Frauen, welche nach dem 35. Lebensjahr eine Ehe schlossen, zu einem Drittel kinderlos blieben.“ (Michelmann & Himmel, 2007, S. 464)

Bei den Überlegungen zur Familiengründung werden immer wieder Berufs- und Karriereorientierung benannt. Die Folgen für die Beschäftigungsunsicherheit von Frauen für die Familiengründung wirken in allen westlichen europäischen Ländern außer Irland (Familiensoziologie, 2007, S. 304), deshalb wird die Entscheidung zum Kind immer auch als Entscheidung des generellen Lebensverlaufs bewertet. Denn noch immer wird in westlichen Gesellschaften die dirigierende Alleinzuständigkeit der Mutter für das Kind als notwendig erachtet. Die Lebensfähigkeit und die Zukunftssicherung des Kindes erscheinen abhängig vom funktionierenden Dienst der Mutter. Durch die Unkündbarkeit der Beziehung zum Kind wird ein allgemeingültiges Anspruchsniveau der ‚guten Mutter‘ antizipiert. Das macht Angst.

Betrachtet man also die Familiengründungsphase junger Menschen gibt es individuell weitreichende Konsequenzen. Wenn die Entscheidung gefallen ist, dann bekommen 80% der Frauen auch ein zweites Kind. Dabei wird ein Anstieg der Übergangsrate zum zweiten Kind nach drei Jahren festgestellt. (Kreyenfeld & Huinink, 2003) Bei der Entscheidung für

weitere Kinder gibt es große regionale und nationale Unterschiede, die im Folgenden thematisiert werden.

## 1.2 Kinderzahlen im Vergleich

Die Geburtenraten und die Kinderzahlen variieren in den westlichen Industrienationen sehr stark, das ist mit kulturellen Entwicklungen ebenso begründbar wie es sich auch historisch herleiten lässt. Im Folgenden soll auf einige wesentliche Unterschiede eingegangen werden. Die Steuerung der westeuropäischen Sozialsysteme ist nahezu überall stark beeinflusst von der quantitativen Bevölkerungsentwicklung.

Es geht für ein gesamtgesellschaftliches Generationengleichgewicht jedoch nicht primär darum, sich die Fertilitätsentwicklung der Frauen im gebärfähigen Alter anzusehen, sondern es muss mit der längeren Lebensdauer der älteren Kohorten ins Verhältnis gesetzt werden. Das bildet die Geburtenzahl pro Kopf der Bevölkerung (total fertility rate) ab. Diese Zahl trägt zur kinderarmen Gesellschaft bei. Beschreibt doch die Kinderzahl pro Frau nur die Fertilitätsrate der Frauengeneration, die sich in der Familienphase befindet oder ihr potentiell zugehören könnte. Selbst wenn diese Zahl gesteigert wird, führt das eben gerade nicht zur Anhebung der Pro-Kopf-Rate, denn Frauen, die Kinder kriegen können, wurden vielfach gar nicht erst geboren.

Die Tendenzen sinkender Kinderzahlen sind überall in Europa vergleichbar und zeigen sich mancherorts lediglich mit einer zeitlicher Verschiebung. Das bedeutet, der Jugendquotient verringert sich, d.h. die Bevölkerung unter 15 wird ins Verhältnis mit der alten Generation gesetzt. Dabei zeichnet sich ein diachroner Verlauf des Prozentanteils der unter 15Jährigen zu den über 65Jährigen ab. In Deutschland beträgt er 15,7% - 16,2% mit zunehmender Verschiebung zuungunsten der Kinder. Die absolute Zahl von Kindern wird immer weiter sinken wegen der Abnahme der potentiellen Mütter aus den geburten-schwächeren Jahrgängen.

Die Geburtenrate in Deutschland beträgt aktuell 1,33 (Mikrozensus 2005) Dabei spielen Motive für gewollte Kinderlosigkeit die zentrale Rolle, dazu gehört ein erwachsenen-zentrierter Lebensstil und die hohe Berufs- und Karriereorientierung. Jede 3. Frau wird dauerhaft kinderlos bleiben, für den Geburtsjahrgang 1965 in Deutschland 33,3%.

Deutschland hat damit neben Italien und Spanien das niedrigste Geburtenniveau in Europa. „Würde man die Geburtenrate der deutschen Bevölkerung – also ohne die der Zuge-wanderten – mit der der Spanier oder Italiener vergleichen, würde man weitgehende Gleichheit feststellen, obwohl in Deutschland das meiste Geld und in Italien fast über-haupt nichts für die Förderung von Familien mit Kindern ausgegeben wird.“ (Birg, 2005, S. 40)

Alle Europäischen Länder gehören zu den *Low Fertility Countries* mit einer Rate unter 2.1. Zu den Ländern mit den höchsten Raten in Europa zählen hierbei: Finnland mit 1,77;

Großbritannien mit 1,7; Frankreich mit 1,74; Irland mit 1,89 und Dänemark mit 1,74 (Hackauf & Winzen, 2004)

Das Familienmuster in Großbritannien trägt stark traditionale konservative Züge. Die Politik der Nonintervention (Bahle, 1995) entstammt der britischen Theorie der sozialen Reproduktion in Bildungssystem, Familie und Peers, der das Klassenkonzept zugrunde liegt und wo die Statuskarrieren immer noch eine große Rolle spielen. Dieses Phänomen reproduziert sich durch die moralische Kontrolle durch eine lange Abhängigkeit von den Eltern. (Büchner, Krüger, & Chrisholm, 1990) Großbritannien als angelsächsisches Modell versteht Kinderbetreuung als Bildungsangebot für Kinder, die mögliche Erwerbsbeteiligung von Frauen ist dabei nur ein Nebeneffekt. In diesem liberalen System wird noch immer die Tradition der außerfamiliären Erziehung in Internaten bevorzugt. Das Leitbild der frühen emotionalen Ablösung aus dem Elternhaus steht im Widerspruch zur langen finanziellen Abhängigkeit. Britische Autoren betonen dabei auch die patriarchale Herrschaft im Eltern-Kind-Verhältnis. Parallelen in Großbritannien und Deutschland sind der Anstieg der Einpersonenhaushalte, die Vielfalt der Familienarrangements und die geschlechtsspezifischen Reproduktionsmechanismen.

Für die skandinavischen Länder ist in Schweden ein Bedeutungsverlust der Ehe zu diagnostizieren. Aber 4/5tel der Minderjährigen hat eine berufstätige Mutter. Auch wenn schwedische Frauen die Mutterschaft verzögern, bekommen die meisten Kinder, dazu müssen sie nicht heiraten und auch wenn sie bereits Kinder haben, setzen sie ihre berufliche Laufbahn fort. „Two children are the norm for both men and women, though quite a large proportion of women have three children.... Among the 12-year-olds 91% had a sibling under 26 years of age....The siblings in a family have become closer in age, since closer spacing together with postponement are the two elements of a wide-spread childbearing strategy among working mothers.“ (Chrisholm, 1995, S. 122) Kulturell hat sich in Schweden ein demokratischer Erziehungsstil durchgesetzt, Kindern wird das Recht auf eigene Entscheidungsfreiheit zugesprochen und in der Freizeit werden kindorientierte Angebote bevorzugt. Für das skandinavische demokratische Familienprinzip findet man auch in den Niederlanden Belege: „... the data reveal a very special Dutch family climate in which children are more integrated into adult life, and adults display greater openness to children's wants and needs.“ (Chrisholm, 1995, S. 58)

In Frankreich wiederum steht die Schulpolitik in der Tradition des Bildungssystems der nachrevolutionären Phase: Kinder sollten möglichst lange aus den Familien und von ihren katholischen Müttern ferngehalten werden. Nur die staatliche Schule könne gute Republikaner erziehen. Das zeigt sich noch heute in der Selbstverständlichkeit mit der schon kleine Kinder außerfamiliär betreut werden. Große Teile des Lebens in Frankreich sind öffentlich, die kulturelle Konstruktion der intellektuellen Förderung greift schon in Vorschulzeit. Die Heterogenität des Französischen Familienmusters wird somit historisch begründet. (Dienel, 2002)

Für Irland kann man die Tatsache heranziehen, dass das Land stark katholisch dominiert ist und Familienplanung und Schwangerschaftsunterbrechung tabuisiert sind.

In Spanien und Italien wird die niedrige Rate mit der Auflösung der Großfamilien und mit wirtschaftlicher Unsicherheit in Verbindung gebracht. Insbesondere bei diesen südeuropäischen Ländern spürt man auch den Einflussverlust der katholischen Kirche.

Für Italien findet man: "kinship is now maintained in existence as a framework of protection, as a last defence against the fluctuations of the market" (Chrisolm, 1995, S. 99) Trotz der zunehmenden Säkularisierung in Italien sind insbesondere in Süditalien familiäre Bindungen unauflösbar und werden als unbedingte Familiensolidarität definiert, Individuen scheinen nicht zu existieren. "The family was a social totality." (ebd.) Hierarchische Rollen von Frauen und Männern und zwischen den Generationen sind fest definiert. Bis zur Heirat gibt es kaum eine ökonomische und persönliche Unabhängigkeit.

Für Deutschland geben Befragungen die ideale Kinderzahl (53%) mit zwei Kindern an, nur 40% haben dann auch zwei Kinder (Michelmann & Himmel, 2007). Für die Kinderzahl kann man in Spanien, Italien, Deutschland und der Schweiz konstatieren, dass ein hohes Erstgeburtsalter mit niedriger Kinderzahl gekoppelt ist. Wohingegen in Bulgarien und Weißrussland junge Mütter vorherrschen, aber eine niedrige Gesamtkinderzahl festgestellt wird. Die Türkei spielt eine Sonderrolle mit dem niedrigsten Erstgeburtsalter und der höchste Kinderzahl von 2,4 pro Frau.

Insgesamt ist für Europa festzustellen, dass die einheimische Bevölkerung schon mittelfristig stark absinken wird. Schätzungen nach beträgt der Anteil der Europäer an der Weltbevölkerung 2025 noch 6%, wohingegen Afrikas Bevölkerung sich verdoppelt hat und dann 19% der Weltbevölkerung stellt. (Michelmann & Himmel, 2007)

Um sich also der Argumente, die für mehrere Kinder sprechen, anzunehmen und die Beeinflussungen für die Entscheidung zur Mehrkindfamilie herauszuarbeiten, bedarf es weiterer Forschungsfragen, eine davon ist die Folgende: Worin bestehen die Anreize, eine Mehr-Kind-Familie zu gründen?

### 1.3 Anreize für Mehrkindfamilien

Der Anteil dauerhafter Ein-Kind-Familien ist in Deutschland knapp ein Drittel, der Trend zum Geburtenrückgang ist auch mit einem Trend zur 1- bis 2-Kindfamilie verknüpft, was u.a. mit verbesserter Empfängnisverhütung erklärt wird. Das alleine reicht jedoch nicht aus zu erklären, warum 24% aller Minderjährigen 2002 als Einzelkinder lebten. Die Differenzen in den Zahlen sind damit zu begründen, dass einerseits das Bezugsalter variiert und andererseits das Hinzukommen von Stiefgeschwistern im Lebenslauf nicht thematisiert wird. Da aber die entscheidende sensible Phase für die Ausbildung von Bindungsmustern die frühe Kindheit darstellt, ist ein Aufwachsen mit Geschwistern nur dann als entwicklungspsychologisch relevant zu betrachten, wenn ein gemeinsamer Sozialisations-



prozess mit der Geburt Nachgeborener beginnt. Insofern ist es sehr bedeutsam, dass 51% aller Familien mit minderjährigen Kindern Ein-Kind-Familien sind. In 37% der Familien leben zwei Kinder und nur 12% der Familien gelten als kinderreich. (2004 Mikrozensus zitiert nach (Grunert & Krüger, 2006) Das heißt für die gegenwärtige Kindergeneration, dass die Einzelkinderfahung immer mehr zur übergreifenden Norm wird. Das bedeutet im Besonderen eine erwachsenendominierte Umwelt für die Kinder und eine starke Leistungsorientierung für die Eltern im Hinblick auf ihren Erziehungserfolg. (vgl. 3.3.)

Wenn man genauer hinschaut können regionale, ethnische und sozioökonomische Unterschiede festgestellt werden. Diese Unterschiede liefern die Hintergründe, die einen Anreiz, eine große Familie zu gründen, ausmachen. Die zentrale regionale Differenz kann man zwischen Ost- und Westdeutschland finden. Im Westen hat mit 50% jedes zweite Kind bereits ein Geschwisterchen wenn es 5 Jahre alt ist, im Osten sind es nur 25%. „Vor diesem Hintergrund erscheint die ostdeutsche ‚Fertilitätskrise‘ weniger eine ‚Krise des ersten Kindes‘ zu sein, als vielmehr eine ‚Krise des zweiten Kindes‘.“ (Kreyenfeld & Huinink, 2003, S. 63) Das lässt sich durch die lokalen wirtschaftlichen Bedingungen und die Arbeitsmarktsituation erklären, weil die Frauen dem Arbeitsplatz den Vorrang vor einem weiteren Kind geben. Wirtschaftliche Unsicherheit verringert Mehrkindfamilien.

Außerdem sind die Raten von Alleinerziehenden im Osten wesentlich höher und es ist bekannt, dass alleinerziehende Eltern selten ein weiteres Kind planen. „In den neuen Bundesländern ist der Normalitätsentwurf eigentlich schon nicht mehr Normalität. Nahezu jedes zweite Kind verbringt seine Kindheit in nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder mit alleinerziehenden Eltern, also in Lebensformen, die zu weit verbreiteten Alternativen zur Ehe geworden sind.“ (Alt C. , 2003, S. 242)

Deshalb leben auch 80% der Geschwisterkinder in Haushalten mit verheirateten Eltern. Daraus erwächst die These: Wenn immer mehr Kinder in Haushalten von Alleinerziehenden und Haushalten von nichtehelichen Lebensgemeinschaften leben, werden weniger Kinder geboren, weil die Rate (60% bzw. 56% zitiert nach (Grunert & Krüger, 2006) geringer ist. Der Familienwandel hin zu unverbindlicheren Partnerschaften, die auch einem höheren Trennungsrisiko ausgesetzt sind, verhindert also ebenfalls die Erhöhung der Kinderzahl pro Frau. Das wird auch in einer europaweiten Städtstudie bestätigt. Die Untersuchung in zwölf europäischen Großstädten ergab, dass die Hälfte der dort lebenden Kinder eine Änderung in der Familienstruktur erlebten, durchschnittlich 2 Kinder pro Familie vorhanden waren und v.a. die kulturell und finanziell bedingten kulturellen Unterschiede bzgl. des Umfanges von Wohnraum relevant waren. (Chrisolm, 1995) Jeweils ein Drittel der Kinder wird als marginalisiert eingestuft.

Da auch die Kindheitserfahrungen in der Herkunftsfamilie für junge Menschen bei der Entscheidung über die Kinderzahl eine Rolle spielen, muss mit einer Abnahme von Erfahrungswissen über das Leben mit mehreren Geschwistern gerechnet werden und damit mit einer sich in den Generationenfolgen verfestigenden Abnahme des Wunsches nach

mehreren Kindern. "...je niedriger die Kinderzahl der Mutter, desto niedriger die Kinderzahl der Tochter/Töchter. Bezogen auf Kinderlosigkeit bedeutet dies, dass Frauen, die als Einzelkinder aufgewachsen sind, häufiger kinderlos bleiben als diejenigen, die in Mehrkinderfamilien aufwuchsen." (Alt & Kemkes-Grottenthaler, 2002, S. 290) Oft wird eine Wiederholung positiv bewerteter Kindheitserfahrungen und Strukturen der Herkunftsfamilie angestrebt. „Die Verarbeitung biographischer Erfahrungen und ein als unterstützend wahrgenommener Partner können eine Erhöhung der ursprünglich gewünschten Kinderzahl bewirken.“ (Borchardt & Stöbel-Richter, 2004, S. 112) Somit könnte eine positive Kultur für Mehr-Kind-Familien sich über die Generationen fortsetzen. Eine theoretisch wahrscheinliche, aber noch nicht bewiesene Hypothese bleibt es dabei jedoch, ob die Partnerschaftszufriedenheit unter Erwachsenen, die aus unterschiedlichen Geburtsrangplätzen stammen, größer ist, als wenn immer mehr Einzelkinder sich in einer Partnerschaft zu rechtfinden müssen. Erfahrungen aus der Familientherapie vgl. (Hildenbrand, 2005) über die psychologische Passung von Paaren lassen das wahrscheinlich werden.

Die Reduktion der ursprünglich gewünschten Kinderzahl wird häufig über andere existierende Lebensziele und deren Verwirklichung in eine zeitliche Verschiebung gedrückt, gleichgewichtige persönliche Ziele wie Persönlichkeitsentwicklung und die Verfestigung eines berufs- und freizeitorientierten Lebensstils dominieren die Alltagspraxis. Da die Investition des Menschen in seinen Nachwuchs sehr hoch ist, ist auch deshalb eine weiterhin reduzierte Kinderzahl zu erwarten, je höher die antizipierte Investitionsleistung wahrgenommen wird. Frankreich kann hierbei als Gegenbeispiel gelten, indem die Entscheidung zu einem dritten Kind erleichtert wird. „Das französische Kindersplitting greift insbesondere beim dritten Kind mit voller Kraft, weil erst dieses Kind mit vollem Gewicht in den entsprechenden Steuerformeln berücksichtigt wird...Gerade auch dann, wenn die Ehefrauen berufstätig sind, werden die Familien in Frankreich viel stärker entlastet, wenn sie sich für das dritte Kind entscheiden, als das in Deutschland der Fall ist.“ (Leipert, 2003, S. 73)

Ein weiterer Aspekt kann die Motivation, mehr als ein Kind zu bekommen, steigern. Bei der Geschlechterpräferenz gilt für die westeuropäischen Länder, dass Eltern einen Geschlechtermix anstreben. Diese Geschlechterkomposition des Nachwuchses kann als Wirkung des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses verstanden werden. (Familiensoziologie, 2007, S. 305) Mädchen haben in ihrem Wert gewonnen und sind nicht wie in China und Indien z.B. als zu vermeidende Belastung konnotiert. Diese Neigung variiert in Abhängigkeit von der Parität, kann aber vereinzelt ein sehr starkes individuelles Motiv werden, auch ein drittes Kind zu wollen, wenn die Geschwister bisher nur eine geschlechtshomogene Gruppe sind.

„Der wichtigste Grund für die Geburtenflaute in Westdeutschland bis in die 1980er Jahre hinein war der starke Rückgang *kinderreicher Familien* (drei und mehr Kinder). Seitdem spielt die wachsende *Kinderlosigkeit* die bedeutsamere Rolle.“ (Peuckert, 2007, S. 36)

Dennoch wird die Argumentation und Ermutigung zu Mehrkindfamilien in der demographischen Debatte gegenwärtig zu Unrecht ausgeblendet.

Zusammenfassend kann man also konstatieren, dass erstens wirtschaftliche Unsicherheit, zweitens Trennungen und Ein-Eltern-Familie, drittens die Erfahrungen aus der eigenen Herkunftsfamilie die Anreize, sich für viele Kinder zu entscheiden, stark reduzieren. Da all diese Gründe sich potenzierend über die Generationen auswirken, ist es notwendig, einen weiteren Argumentationsstrang auszumachen. Und das ist das Plädoyer für eine frühe Mutterschaft und deren Vorteile.

## 2. Fertilitätsentscheidung

### 2.1. Späte Mutterschaft

„Die Realisierung des Kinderwunsches wird immer häufiger zeitlich hinausgeschoben, bis es irgendwann nur noch für ein Kind reicht, oder bis man sich an einen nicht kindorientierten Lebensstil gewöhnt hat und ganz auf Kinder verzichtet.“ (Peuckert, 2007, S. 38) Die Entscheidung junger Paare und Frauen, sich für ein Nacheinander von verschiedenen Lebenszielen zu entscheiden, ist ein Phänomen, was sehr deutlich an die westlich geprägte Leistungsgesellschaft geknüpft ist. Ist doch das Erstgeburtsalter in den letzten Jahren deutlich auf heute 29,6 Jahre (Mikrozensus 2004) angestiegen. Mobilität und Flexibilität als Werte eines globalisierten Arbeitsmarktes und die individuelle Überzeugung, vor der Familiengründung einen grundlegenden Wohlstand anzuhäufen, führen zu einer kontinuierlichen Verzögerung der Kinderwunschrealisierung. Besonders deutlich hat sich die junge Frauengeneration aus den östlichen Bundesländern diesen Markterfordernissen angepasst und dabei die eigene Erfahrung aus den Herkunftsfamilien überlagert. Die Normalität in der DDR war die frühe Elternschaft und die Verknüpfung von Ausbildungszeiten mit der Familiengründung. Auch wenn die Motivation zum Teil durch finanzielle Anreize der familienpolitischen Maßnahmen aus den 1980ern unterstützt wurde, so haben doch viele Frauen die Vorteile von junger Elternschaft genutzt.

Als einen Vorteil ist dabei zu sehen, dass es für die berufliche Karriere von Vorteil sein kann, bereits Mitte Dreißig nur noch Schulkinder versorgen zu müssen und mit den Herausforderungen der Pubertät in einem Alter umgehen zu müssen, in dem die Eltern selbst noch belastbarer, jugendlicher und flexibler sind. Erwartungsunsicherheiten beeinflussen jeden Übergang zur ersten Elternschaft. Interessant ist aber hierbei, dass Jüngere diese besser bewältigen als Ältere. (Familiensozilogie, 2007, S. 304) Dieses „Kohortenerlernen“ trifft insbesondere auf hochgebildete Frauen zu, ihre Unsicherheit greift viel eher auf die Fertilität über als bei wenig gut ausgebildeten Frauen. Das Vertrauen in die eigene Fähigkeit zur Mutterschaft und die Selbstsicherheit bzgl. elterlicher Feinfühligkeit wird eher bei Frauen erschüttert, die sich mit Ratgeberliteratur beschäftigen und die kritischen öffentlichen Diskurse verfolgen. Überforderung und Entmutigung über die Einschnitte im Alltagsleben und die Unberechenbarkeit der kindlichen Bedürfniskurven treten vor allem bei älteren Müttern und Vätern auf, die sich in ihren kognitiven Strukturen bereits sehr

daran gewöhnt haben, Vorgänge steuern und planen zu können. Diese Managementkompetenzen erweisen sich oft in der Familie als ungeeignet, hier ist vielmehr eine Spontaneität und Reaktionsfähigkeit gefordert, die den Erfahrungen, die junge Menschen zuvor gesammelt haben, widerspricht. Die in letzter Zeit häufiger auch öffentlich thematisierte Verunsicherung von Eltern in ihrer Erziehungsfähigkeit hat einen ihrer Gründe in der späten Mutterschaft.

Einige Politiker/innen fordern inzwischen eine Entzerrung der Biographien, um zu verhindern, dass zwischen dem 25. und 35. Lebensjahr zu viele Lebensziele umgesetzt werden müssen. Elternschaft und Etablierung im Beruf sind dafür die Stichworte. Diese meinen jedoch eine Umkehrung der Reihenfolge anzustreben. Zunächst die Kinder, dann die Karriere. Der Umbau der Biographien könnte aber auch bedeuten, die Parallelität von Ausbildung und Elternschaft zu erleichtern, indem es kein Wert an sich sein muss, schnell durch die Bildungsgänge zu kommen und möglichst früh die Abschlüsse zu machen.

Auch wenn es letztlich eine individuelle Entscheidung bleibt sind drei Aspekte interessant, die aus einem Kinderwunsch die Entstehung der Schwangerschaft fördern. Zunächst bleibt festzuhalten „Die Akzeptanz der Schwangerschaften hängt dann von der Einschätzung der Bewältigungsressourcen und –fähigkeiten ab. Insgesamt zeigt sich, dass Mütter in großen Familien weniger starr auf einen bestimmten Lebensplan fixiert sind.“ (Geller, 1997, S. 274) Die Flexibilität steigt also mit der Kinderzahl.

„Etwa 40% der Kinder sind nicht aus einer bewusst geplanten Schwangerschaft, sondern aus einer Art spielerischem Umgang mit dem Schwangerschaftsrisiko hervorgegangen, so als ob die Menschen die Entscheidung nicht selbst treffen, sondern es dem Schicksal überlassen wollten.“ (Birg, 2005, S. 81) Hier wirkt also der biologische Zufall, d.h. wenn die Akzeptanz ungeplanter Schwangerschaften steigt, werden mehr Kinder geboren.

Nicht zuletzt soll hier auf den Effekt aufmerksam gemacht werden, dass insbesondere das Aufschieben der ersten Geburt Folgen für die Familiengröße hat. „Major changes in childbearing behaviour, apart from the increase in childbearing outside marriage, is the postponement of parenthood and decrease in family size. Children, especially first children, are becoming more likely than in the past to have older parents. Couples marrying since the late 1960s have been delaying starting their families.“ (Clarke, 1996, S. 70) Das bedeutet „Bei hoher Wertschätzung von Kindern und Elternschaft als Lebensziel gerät nicht der Kinderwunsch an sich in Konkurrenz zu anderen Optionen der Lebensgestaltung, sondern der Zeitpunkt der Verwirklichung des Kinderwunsches und die Kinderzahl.“ (Borchardt & Stöbel-Richter, 2004, S. 116) Wir können also häufig eine befristete Kinderlosigkeit beobachten, die mit einem Anstieg des Erstgraviditätsalters einhergeht und damit aber zu einer realen Abnahme der Zahl von Mehrkindfamilien führt.

In der Vorstudie zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel 2005 wurden die Timingvorstellungen Kinderloser zur Erstgeburt ermittelt und diese liegen zwischen 25 und

30 Jahren. Der Intergeburtenabstand wird durch die Länge der Spacingphase bestimmt, Ziel ist vielfach 2-6 Jahre, die Stopping-Entscheidung fällt meistens um den 40. Geburtstag bei Frauen. Die reale Umsetzung dieser Pläne zeigt jedoch durchgängig eine zeitliche Verschiebung zu einer späteren Mutterschaft. Mit all den auch medizinischen Risiken. Insbesondere Fruchtbarkeitskrisen bei Paaren werden immer häufiger, jedes 7. Paar ist vorübergehend davon betroffen, wobei die Ursache bei 15-20% nichtorganisch ist. „Viele Frauen sind weit über 30 Jahre, wenn sie ihren Kinderwunsch verwirklichen wollen, d.h. im Durchschnitt vier bis fünf Jahre später als die Generation ihrer Mütter. Medizinisch erwiesen ist, dass die Konzeptionshäufigkeit mit zunehmendem Alter abnimmt.“ (Dickmann-Boßmeyer, 2000)

Ungewollt Kinderlose durchlaufen dann eine Odyssee durch die Reproduktionsmedizin und ihre Möglichkeiten. Künstliche Befruchtung und Insemination stellen insbesondere für die Frauen auch ein medizinisches Risiko dar, da massiv in ihre hormonelle Konstitution eingegriffen wird. Die psychische Belastung und die Risiken für die Paarbeziehung sind dabei immens. Die Fruchtbarkeit nimmt mit dem Alter ab, deshalb sind davon insbesondere ältere Frauen betroffen und die Wahrscheinlichkeit, Schwierigkeiten bei der Empfängnis zu haben, steigt mit dem Alter an. Die Reproduktionsmedizin ist gegenwärtig der Ausgangspunkt für ca. 2% aller Geburten, dabei muss man jedoch bedenken, dass die „Baby-take-home-Raten“, d.h. wie viele Behandlungszyklen für eine erfolgreich ausgetragene Schwangerschaft nötig sind, sehr unterschiedlich sind. Medizinische Risiken entstehen auch durch die höhere Mehrlings- und Frühgeburtenrate. (Michelmann & Himmel, 2007)

Kinder, die mit moderner Reproduktionsmedizin z.B. der In-vitro-Fertilisation entstanden sind, sind inzwischen keine Ausnahme mehr. „Einer neueren Studie zufolge schenken ihre Eltern ihnen eine höhere Form elterlicher Zuwendung. Doch die Kinder selbst unterscheiden sich nicht von den übrigen.“ (Rich Harris, 2000, S. 89)

Abschließend bleibt hier zu betonen, dass ältere Mütter weniger Kinder bekommen und die Abstände zwischen den Generationen verlängern. Das wiederum reduziert die Total-Fertility-Rate, also die Fortpflanzungskapazität der Gesamt-Bevölkerung.

Da die bildungsintensive Adoleszenz, ein später Auszug aus dem Elternhaus, ein langes Spacing zwischen den Geburten von Geschwistern und eine verzögerte finanzielle Unabhängigkeit das Erstgeburtsalter verschieben, ist es notwendig sich den Rahmenbedingungen auf der Werteebene zu widmen, weil sich damit eine normative Tendenz abbilden lässt, die den individuellen Wert des Kindes in den Blick nimmt.

## 2.2. Value of children-Approach

Die Entwicklung der Fertilität im internationalen Vergleich zeigt Konsequenzen des Geburtenrückgangs insbesondere in Europa. Das ist vor allem auf zwei Ebenen zu begründen. Einerseits ist es die ökonomische Deprivation, die mit der Familiengründung einher-

geht, lebt doch in Deutschland jedes 6. Kind in Armut. Zweitens ist es aber ein Wandel der Bewertung des Kindes weg von einem Statussymbol oder einer billigen Arbeitskraft hin zu einem emotionalen Bezugsobjekt, das Kosten verursacht. Die Modernisierung und der damit einhergehende Anstieg der Opportunitätskosten<sup>2</sup> hat die Geburtenrate in Deutschland (Total-Fertility-Rate<sup>3</sup>) in den letzten 50 Jahren um mehr als die Hälfte gesenkt. „Die Kultur einer Gesellschaft prägt in umfangreichem Maße die Eltern-Kind-Beziehung und hat damit letztlich auch einen Einfluss auf die Entwicklung der Fertilität. (Brähler & Stöbel-Richter, 2002) Diese Kultur bedeutet einen „... feststellbaren generellen Wandel des normativen, sozio-ökonomisch motivierten Kinderwunsches zum individualisierten intrinsisch motivierten Kinderwunsch.“ (Borchardt & Stöbel-Richter, 2004)

Wie kann man den Wert eines Kindes bestimmen? Der Value-of-Children-Approach geht davon aus, dass es eine individualisierte Wertbestimmung gibt. Kindheit hat sich verändert, Kinder sind primär zu Erziehungs- und Bildungsobjekten geworden und ihre Sozialisation ist stark institutionenorientiert. Historisch betrachtet kann man sagen, Arbeit war für Kinder früher nicht nur Existenzsicherung sondern hatte auch einen symbolischen Wert, ein Schulkind galt als nutzlos. Dem lagen ein anderes Verständnis von Kindheit und ein anderes generationales Arrangement zugrunde. Kinder waren vielfach die einzige Alterssicherung. Später kam die Emporstilisierung des Kindes, diese Glorifizierung hatte eine transzendente Dimension. Es ging darum das Bild einer „himmlischen“ Kindheit auszufüllen. Daraus erwuchs eine klare Differenz zwischen Kindheit und Nichtkindheit. „Kinder sind besser“, ihr Ausschluss aus dem Produktionsprozess und aus der Erwachsenenkultur sei zu ihrem Glück. Vgl. (Bühler-Niederberger, 2005) Noch am Ende des 20. Jh. ist der Verdacht englischer Behörden gegenüber Immigranteltern nachgewiesen, „die die kulturelle Selbstverständlichkeit der Nutzlosigkeit der Kinder nicht teilen“.

Ökonomische und emotionale Anteile im Wert der Kinder wurden zunehmend in einem Mischkalkül verrechnet. So steht bis heute die emotionalisierte Wertigkeit des Kindes für die Eltern einer wachsenden öffentlichen Normierung der Ermittlung des Humanvermögens gegenüber. Daraus ergibt sich ein öffentlicher Nutzungsanspruch, im Zuge moralischer Unternehmen. Die Kinder als Bevölkerungsgruppe werden als Garant der Zukunftssicherung gehandelt. Die lange behütete Kindheit findet weitestgehend in den Familien statt. Die Kosten dafür sind individualisiert der Nutzen vergesellschaftet. „Die Ermittlung des Wertes der Kinder ist immer ein sozialer Prozess, der die Wertigkeit erst konstruiert und nicht einfach rechnerisch abbildet.“ (Bühler-Niederberger, 2005, S. 146)

Das „nützliche“ Kind als zukünftiger Rentenzahler wird in der politischen Debatte dominant. Die Investition der Eltern sollte im Familienlastenausgleich in Deutschland abgeglichen werden, das Kind wird zum Produkt der Eltern. Hierbei wird keine Leistung der Selbstproduktion des Kindes angenommen. Ein neuer soziologischer Ansatz der kindo-

<sup>2</sup> Das sind die errechneten Gesamtkosten für das Aufwachsen eines Kindes einschließlich des ausgefallenen Erwerbseinkommens, was ohne den Betreuungsaufwand für das Kind hätte erzielt werden können.

<sup>3</sup> Geburtenzahl pro Kopf der Bevölkerung: Deutschland 1999: 8 Kinder je 1000 Einwohner

rientierten Perspektive verlässt bewusst dieses Denkmuster der (durch Rentenansprüche zeitlich versetzten) Entschädigung. Demgegenüber steht die Anspruchsberechtigung der Kinder an den Wohlfahrtsstaat als Bevölkerungsgruppe eigener Rechte mit dem Anspruch auf bedingungslose Existenzsicherung gegenüber der Gemeinschaft.

Da diese Debatte hier nicht wiedergegeben werden kann, soll die Kinderkostenberechnung des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen zitiert nach (Dienel, 2002) dennoch dazu dienen, die Kosten für Versorgung, Betreuung, Erziehung und Bildung eines Kindes bis zum 18. Lebensjahr dazustellen, um den elterlichen Aufwand zu dimensionieren. Ein Ehepaar mit einem Kind investiert 336.600 Euro West, 282.000 Euro Ost und ein Ehepaar mit drei Kindern bereits 819.800 Euro West, 665.000 Euro Ost. Die biographischen Opportunitätskosten nehmen zwar mit jedem zusätzlichen Kind ab, da die ausgeschiedenen Lebenslaufoptionen geringer werden, aber eine Steigerung der Investitionsleistung ist dennoch enorm. Wenn man jedoch die Entscheidung für eine Familiengründung als vorausgesetzt annimmt, dann ist die Steuerung von Kinderreichtum politisch wirksamer als die Forcierung der Entscheidung, die Kinderlosigkeit zu verlassen. „Nach diesem Befund müsste auch erwartet werden, dass die Wirkung der Familienpolitik auf die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines dritten oder vierten Kindes größer ist als auf die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines ersten und zweiten.“ (Leipert, 2003, S. 31)

Die durchgesetzte emotionale Höchstbewertung der Kinder wehrt ökonomische Nützlichkeitsüberlegungen ab. Motive für potenzielle Eltern sind heute vor allem auf der psychischen Nutzendimension von Kindern einzuordnen. Die psychischen Bedürfnisse von prospektiven Eltern stehen insbesondere mit dem Wunsch nach einer engen Beziehung mit emotional-affektiven Motiven in Verbindung. Dazu gehört das Erleben von Nähe, Vertrautheit, familiärer Bindung. Lebenssinn wird über ein Kind konstruiert. Damit einher geht die Gefahr einer Überforderung der Eltern-Kind-Beziehung, es kann zu Parentifizierung<sup>4</sup> auf Seiten des Kindes und zu überhöhten Perfektionsansprüchen der Eltern an sich selbst führen. „Der Natürlichkeitscharakter dieser Bindung beruht aber nicht allein auf biologischen Vorgaben, sondern auf der an diese Vorgaben anknüpfenden sozialen Verortung, ihrer Institutionalisierung und der daraus folgenden normativen Bedeutsamkeit.“ (Geller, 1997, S. 79) Elternschaft wird zu einer Lebensaufgabe, die die permanente Aufmerksamkeit für Kinder in allen Situationen habitualisiert. Die individuellen Interessen der Partner und das Paar treten in den Hintergrund, die Freizeit wird von den Bedürfnissen des Kindes absorbiert. Diese Hyperaufmerksamkeit in bestimmten Bereichen wird durch das Handeln der Kinder bestimmt, ein hohes Maß an Empathie ist nötig und gilt als Normalitätsanspruch. Auch hiermit geraten Eltern mit vielen Kindern in Rechtfertigungsnot, weil sie nicht jedem Kind immer all das geben können, was ein Kind, das alleine mit seiner Eltern lebt, erhalten kann. (vgl. 3.2.)

---

<sup>4</sup> Missbrauch des Kindes zur Stabilisierung der Elternbeziehung, insbesondere auch durch Heben in den Status des Partnerersatzes

Indem die Eltern den individuellen Nutzen von Kindern maximieren, erlangen sie soziale Anerkennung, auch diese enthält primär emotionale Komponenten. Der Wert der Eltern wird über das „Gelingen“ der Erziehung und das „Produkt Kind“ und seine „Gelungenheit“ konstruiert.

Abschließend bleibt festzuhalten. "Die Entscheidung für ein Kind (bzw. ein weiteres Kind) unterliegt einer Kosten-Nutzen-Abwägung der Partner, die sich wesentlich an der sozioökonomischen Lebenslage, der situativen Einstellung und der individuellen Wertestruktur entscheidet." (Alt & Kemkes-Grottenthaler, 2002, S. 283) Durch die Wissensökonomie der Gegenwart erhalten die Investitionen der Familien in ihre Kinder eine höhere Wertigkeit. Erziehung, Werteorientierung und Informationsvermittlung werden elementar. „Familien spielen eine bedeutsame Rolle bei den Investitionen in das Humankapital.“ (Leipert, 2003, S. 95) Sie sind verantwortlich für den erfolgreichen Bildungsverlauf und die prospektive Nützlichkeit des Kindes für die Gesellschaft. Doch wo bleibt dabei die Partnerschaft und ihr Eigenwert?

### 2.3. Partnerschaftszufriedenheit

Die Absicht, Kinder zu bekommen ist eine ziemlich stabile Option der Lebensgestaltung und wird als dyadischer Entscheidungsprozess mit dem Partner geführt. Für Frauen taucht der Kinderwunsch jedoch schon im Jugendalter auf, die Genese des männlichen Kinderwunsches beginnt meist erst mit dem Eingehen einer verbindlichen partnerschaftlichen Beziehung. „Die Frauen haben das Bild von sich als zukünftige Mutter im Verlauf der Sozialisation bereits fest internalisiert, während die Männer die Frage nach einer möglichen Vaterschaft über soziale Vergleichsprozesse beantworten.“ (Borchardt & Stöbel-Richter, 2004, S. 114) Die Ehepartner synchronisieren ihre Lebenspläne zu einer gemeinsamen Konstruktion von Wirklichkeit, das gilt als Voraussetzung einer gelingenden Ehe. Die in allen Studien nachgewiesene Kindzentrierung der Mutter insbesondere in der frühen Kindheit führt zu einem tendenziellen Verlust des Eigenwertes der Paarbeziehung zugunsten der Mutter-Kind-Beziehung. Insbesondere egalitär ausgerichtete Paare machen eine frustrierende Erfahrung, ihr Lebensmodell lässt sich angesichts der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nur schwer aufrechterhalten. Die Zufriedenheit mit dem Partner und der Rollenverteilung ist bei traditionell orientierten Paaren höher, weil er leichter mit den Bedingungen zu synchronisieren ist.

Die Realisierbarkeit des Kinderwunsches wird für junge Frauen und Männer an eine Partnerschaft geknüpft. Da Partnerschaften aber flüchtiger und anspruchsvoller ausgerichtet sind als noch in der vorherigen Generation, schiebt dieser hohe Anspruch an die Voraussetzung für ein Kind die Erstelternschaft hinaus. Die Verwirklichung der Kinderzahl wird als Frage erst zwingend nach der Geburt des ersten Kindes bzw. im Zusammenhang mit der zweiten Schwangerschaft. (Borchardt & Stöbel-Richter, 2004) Als Voraussetzung für mehrere Kinder wird die Qualität innerfamiliärer Lösungen gesehen, das setzt u.a. die Abstimmbarkeit beruflich bedingter Abwesenheitszeiten der Eltern voraus. Bei höherem



Einkommen werden z.B. zur Kinderbetreuung marktförmige Arrangements getroffen, bei niedrigem Einkommen wird eher auf die Familie, z.B. Oma zurückgegriffen. Dadurch wird aber die Entscheidung für ein drittes und weiteres Kind erschwert. Mit der Anzahl der Kinder werden solche Arrangements als problematischer erlebt u.a. auch wegen der Zumutbarkeit im Belastungszuwachs für die betreuenden Personen und das Familienumfeld.

Normalisierungstendenzen in Deutschland führen wie bereits ausgeführt zur Zweikindfamilie, aber schon bei den Überlegungen zum zweiten Kind treten die frustrierenden Erfahrungen im Familienleben mit dem ersten Kind und die Unzufriedenheit der Mütter mit dem Engagement des Partners in den Vordergrund. Das wird immer häufiger dazu führen, dass der Kinderwunsch für ein zweites Kind entweder zeitlich zurückgestellt oder ganz aufgegeben wird. (BMFSFJ, 1996) Solche Zweifelsituationen führen zu zögerlichem, inkonsistenten Verhalten, Unsicherheit in der Selbstdarstellung, denn jede Wahl erscheint unbefriedigend. Vernachlässigt wird dabei häufig der Kinderwunsch der Männer. Der Vater braucht nicht nur die objektive Möglichkeit sondern auch die subjektive Bereitschaft Kinder zu zeugen, das ist abhängig von Leitbildern im Freundeskreis und daraus abgeleiteten Achtungs- und Selbstachtungsbedingungen. Flexibilität und Kompromissfähigkeit in der Auseinandersetzung mit der Mutter werden zum Maßstab für die Beurteilung der Konfliktlösung. Die Bewertung aus dem sozialen Umfeld ist dabei sehr wichtig. Der Freundes- und Bekanntenkreis und die Arbeitskollegen setzen dabei den Maßstab. "Die Einbettung des Kinderwunsches in die Lebenslaufgestaltung (Ausbildung, beruflicher Werdegang, Alter) oder die Partnerschaftsdauer bzw. -intensität werden vorgelebt und fordern einen Lernprozess, der in einer Erkenntnis des optimalen Timings mündet. Damit wird der individuell gewünschte Zeitpunkt überformt." (Alt & Kemkes-Grottenthaler, 2002, S. 276) Angelsächsische und deutsche Studien zeigen, dass die Glückskurve bei Paaren um 5-10% sinkt, wenn das erste Kind geboren ist, noch einmal wenn die Pubertät anbricht. Dennoch werden Geburten mehrheitlich zu den glücklichen Lebensereignissen gerechnet und kein anderer Lebensbereich beglückt z.B. Amerikaner/innen mehr als Kinder. Auch wenn die Glücksrelevanz von Kindern allgemein hoch ist und die Geburt eines Kindes die Partnerschaft zu stabilisieren scheint, enden immer mehr Ehen in der Trennung. 40% der heute geschlossenen Ehen werden in einer Scheidung enden, jede 2. geschiedene Ehe betrifft dabei Kinder unter 18 Jahren. Jedes fünfte eheliche Kind wird zum Scheidungswaisen. Elternpaare, ohne Trauschein trennen sich noch öfter, auch in frühen Lebensjahren der Kinder, hierzu gibt es jedoch keine verlässlichen Zahlen. Interessant ist auch die intergenerationale Scheidungstradierung. Wer als Kind die Scheidung der Eltern miterlebt hat, verdoppelt seine Wahrscheinlichkeit, selbst geschieden zu werden. Für die Wiederheirat wurde ebenfalls ein verstärkendes Moment aus der eigenen Lebensgeschichte nachgewiesen. „US: couples where both partners have been married previously and have children from their previous marriages had the highest risk of breakdown.“ (Clarke, 1996, S. 71) Die wichtigste Ursache für Trennungen sind gestiegene Ansprüche an die Qualität der Partnerbeziehung „Der zeitgeschichtliche Anstieg der Ehescheidungen ist also kein Zeichen für einen ‚Verfall‘ oder für eine ‚Krise‘ der Ehe, sondern für ihre enorme psychische

Bedeutung für den Einzelnen.“ (Peuckert, 2007, S. 39) Das gilt nicht nur für Deutschland. Britain has one of the highest divorce rates in western Europe, about one in five families with dependent children is a lone-parent family. Nine out of ten of these are lone mothers and about two-third of them have previously been married.” (Clarke, 1996, S. 71)

Auf die Kinderzahl hat die Trennungswahrscheinlichkeit ebenfalls eine Auswirkung. Die intrinsische Motivation zur Elternschaft gilt für Kinderreiche umso mehr, eine größere Ehezufriedenheit bei großen Familien wird mit der 100%igen Entscheidung für ein familienorientiertes Lebensmodell assoziiert.

Insgesamt ist der Partnerschaftsmarkt komplizierter geworden, Bindungen sind instabiler und gelten oft nur für bestimmte Lebensabschnitte, was auch weniger Kinder zur Folge hat. Wie gestaltet sich nun das Alltagsleben in kinderreichen Familien, was wird als Belastung und was als Bereicherung erlebt?

### 3. Rahmenbedingungen für Mehrkindfamilien

#### 3.1. Individuelle Förderung als Norm

Wie lösen nun die Eltern und insbesondere die Mütter die hohen an sie gerichteten Erwartungen ein? Bevor sich ausführlicher den Belastungen (vgl.3.2.) und den Bereicherungen (vgl. 3.3.) durch das Aufwachsen mit Geschwistern zugewendet wird, braucht es zunächst eine Einordnung von kinderreichen Familien in die hohe Anspruchsnorm, die insbesondere mit dem Topos „Frühe individuelle Förderung“ verbunden ist.

Erwerbsarbeit und Familienarbeit befriedigen unterschiedliche Bedürfnisse und stellen unterschiedliche Anforderungen insbesondere an Mütter. Gerade kinderreiche Mütter erleben den Spagat zwischen der als Selbstverwirklichung positiv konnotierten Erwerbstätigkeit und den Tätigkeiten, die der Haushalt einer großen Familie notwendig macht, als zeitliche Überforderung. Das resultiert einerseits aus der normativen Erwartung an Mütter, die Verknüpfung von Erwerbstätigkeit mit der Kindererziehung zu bewältigen und wird verstärkt durch die Forderungen an Eltern, ihre Kinder optimal zu fördern. Das führt zu Legitimationszwängen, denen sich Mütter ausgesetzt fühlen. Die Achtungsbedingungen für eine gute Mutter sind enorm gestiegen. Von den Kinderreichen wird das oft als unnütz überlastend erlebt.<sup>5</sup> Lehrer/innen, Erzieher/innen und das soziale Umfeld orientieren sich dabei an der kleinen Normalfamilie, wo das Kind ein Optimum an elterlicher Zuwendung und pädagogischer Förderung erfährt. Als Beispiel kann dabei der Umfang an häuslicher Nacharbeit von Unterrichtsstoff und die Hausaufgabenumfänge betrachtet werden. Das können Kinderreiche nicht entsprechend leisten und geraten dadurch in einen latenten Legitimationsdruck und das Defiziterleben verhindert oft eine grundsätzliche Zufriedenheit durch Selbstwirksamkeitserfahrungen. Diese Wahrnehmungsweise wird von Müttern als verpflichtend erlebt, diese Normen werden zu Elementen ihrer Selbstdefinition. „Im Erfolg der Kinder erleben die Mütter Selbstverwirklichung und Selbstbestäti-

<sup>5</sup> Eigene Forschungsergebnisse

gung.“ (Geller, 1997, S. 89) Von der Mutter wird eine intentionale Beschäftigung mit den Kindern erwartet, die Mütter übernehmen dieses Fremdbild und integrieren es in ihr Selbstbild. „Sie [die Mutter] will ihre Kinder erziehen, nicht nur sozialisieren, und dabei soll sie ihr Mann unterstützen. Implizit empfindet sie diese Handlungsweise als Abwälzung von Verantwortung.“ (Geller, 1997, S. 87) Die Bildungsinstitutionen implizieren mit ihren Forderungskatalogen zunehmend diese Verantwortungsverlagerung „Die Paare antizipieren oder beobachten starke Einschränkungen im Alltag und Diskriminierung aus ihrem sozialen Umfeld für Familien.“ (Eggen, 2006, S. 155) und entscheiden sich gegen weitere Kinder.

„Im Vordergrund der Mutter-Kind-Beziehung steht seit der Entdeckung der Eigenrechte der Kindheit das Interesse des Kindes. Der Kinderwunsch weitet sich zur Kindesliebe, die sich jeder Belastung stellt.“ (Geller, 1997, S. 8) Dieses Mutterbild ist besonders in Deutschland relevant. Ein Teil der Verantwortung zu delegieren ist z.B. in Frankreich völlig unstrittig. Denn Betreuungseinrichtungen ermöglichen Müttern den Tag zu gliedern, Routinen zu entwickeln und Zeit für Erwerbstätigkeit und Partnerschaft zu entwickeln. Die Lebensführung bei Frauen in Deutschland zerfällt in drei Modelle: in das moderne adaptive Lebensmodell mit Teilzeitarbeit und flexiblen Arrangements für die Kinder, in das rein berufsorientierte Muster und eben zu nicht unwesentlichem Ausmaß in das klassische Modell der Hausfrau und Mutter. Eine sozialstrukturelle Folge davon ist, dass es innerhalb einer Frauengeneration somit neben der Kinderlosigkeit weitere konkurrierende Modelle des Frauenlebens gibt. Was mitunter zu Entsolidarisierung unter Frauen führt und polarisierende Positionen hervorruft.

Für die Lebenspraxis in großen Familie ist interessant: „In jeder zweiten Familie mit drei Kindern und in jeder dritten Familie mit vier und mehr Kindern sind beide Eltern erwerbstätig.“ (Eggen, 2006, S. 70) Also kann man davon ausgehen, dass auch bei Kinderreichen alle Modelle gelebt werden.

„War im Muster der Straßen- und Quartierskindheit Zeit noch ein überwiegend freies Gut für Kinder, so lässt sich heute eine zunehmende zeitliche Durchstrukturierung des kindlichen Alltagslebens konstatieren, die den Kindern bereits in frühem Alter erhebliche Planungs- und Organisationskompetenzen abverlangt.“ (Grunert & Krüger, 2006, S. 142) Auch die Eltern, insbesondere die Mütter vieler Kinder sind mit Alltagsstrukturierung beschäftigt und der Aufwand in Mehrkindfamilien steigt mit dem Alter und der Anzahl der Kinder.

Dem Anspruch auf ausschließlich erwachsenendominierte Bildungskultur soll hier ausdrücklich widersprochen werden (vgl. 4.1.-4.2.) "Wie schon früher bemerkt, brauchen Kinder einen eigenen Lebensraum, in dem sie spielen, lernen und Kind sein können. Im Gegensatz hierzu werden in pathogenen Familiensystemen Kinder als Objekte benutzt, auf welche die Eltern vielerlei (bewußte oder unbewußte) Gefühle und Einstellungen projizieren. Auf diese Weise werden Kinder als Quellen lebensspendender Kraft wahrge-

nommen; als Objekte der Loyalität oder Illoyalität." (Boszormenyi-Nagy & Spark, 1990, S. 301) Frei disponible Zeit wird von den Kindern aber am liebsten mit Freunden verbracht, noch immer dominiert die Vorliebe für Draussenaktivitäten im Verbund mit Gleichaltrigen. Für viele Spiele werden Kinder bevorzugt und deren Bildungsergebnisse sind zum Teil viel bedeutender.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, Eltern mit mehreren Kindern können dem Anspruch, ihre Kinder individuell zu fördern, zum Teil nicht gerecht werden. Die Selbstbildungsleistung des Kindes insbesondere im Verbund mit Geschwistern und Freunden wird zu Unrecht in der pädagogischen Diskussion in den Hintergrund gedrängt. Das Aufwachsen mit Geschwistern hat nicht ersetzbare Vorteile im sozialen Lernen und bei der Entwicklung von Gerechtigkeitsnormen und horizontaler Solidarität.

Das Misstrauen gegenüber Eltern, mit dem auch Mehr-Kind-Eltern häufig konfrontiert sind, hat eine lange Tradition. Seit Rousseau (und über Montessori) „gehen alle von einer deutlichen Trennung zwischen Kind und Nicht-Kind aus, ebenso deutlich wird die Differenz zwischen Experten und den anderen betont, denen deshalb auch nie richtig zu trauen ist. Vielmehr müssen diese anderen, insbesondere die Eltern, für den richtigen Umgang mit Kindern angeleitet werden.“ (Bühler-Niederberger, 2005, S. 50)

Wenn der 12. Kinder- und Jugendbericht feststellt: „Die primäre Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen ist die Familie. Ungeachtet der historischen Ausweitung institutioneller und staatlicher Erziehungs- und Bildungseinflüsse kommt ihr eine zentrale Stellung für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu.“ (Bundesregierung 1. K.-u., 2005), dann ist es unerlässlich viel intensiver hineinzuschauen, was in den Familien unter ihren Mitgliedern und in der Familiendynamik vor sich geht.

### 3.2. Belastungen in kinderreichen Familien

Die Erziehung und das Aufwachsen von Kindern in großen Familien beinhaltet besondere Herausforderungen für die Eltern. Auch aus Sicht der Kinder bedeutet es heute in Deutschland zwei und mehr Geschwister zu haben in den meisten Fällen, Verzicht und fehlende gesellschaftliche Anerkennung zu erleben. Große Familien werden in der Jugendhilfe stigmatisiert und viele Kinder in einer Familie werden als Risikofaktor betrachtet. Das hat einerseits mit der Normierung von familiärem Leben auf die kleine Normalfamilie zu tun und entsteht andererseits aus den gestiegenen, zuvor beschriebenen hohen Anforderungen an das Aufwachsen von Kindern. Große Familien sind stärker mit gesellschaftlichen Restriktionen konfrontiert. Das gipfelt in der Zuschreibung, dass die Eltern ja selber schuld seien, wenn sie sich so entschieden haben. Hier ist dringend eine Umdeutung nötig. Nur eine positive Wahrnehmung von Kinderreichen kann mittelfristig die Lust darauf, viele Kinder zu haben, stärken. Da es Ziel dieses Beitrages ist, der defizitären Wahrnehmung einen ressourcenorientierten Blick entgegenzusetzen, soll es hier nur

überblicksartig und der Vollständigkeit halber um Belastungsfaktoren gehen. Die Mehrheitsgesellschaft setzt die Maßstäbe, das ist auch in Bezug auf Kinderreiche so.

„Da der Handlungsrahmen mit der Familiengröße komplizierter wird, muss auf die Organisation selbst mehr Zeit verwandt werden.“ (Rich Harris, 2000, S. 225) Der vom Kind auferlegte Zeitrhythmus wird als schwere Belastung erlebt, die Konstruktion neuer Wirklichkeiten normalisiert dann die Situation im Lebensverlauf. Mütter lernen Deutungsmuster für kindliches Verhalten, neue Verhaltensmuster werden eingeübt. Eine entsprechende Neurahmung der Situation führt zu Änderung der Aufmerksamkeitsregeln, damit machen Mütter die auferlegten Relevanzen zu eigenen, verinnerlichen sie und unterwerfen sie damit der Selbstkontrolle. Durch diese Form von Habitualisierung wird Entlastung erreicht. „Wie entlastend stabile Deutungsmuster hinsichtlich des kindlichen Verhaltens und die Routinisierung der Reaktionen auf dieses Verhalten wirken, wird besonders deutlich beim Vergleich der Situation nach der Geburt des ersten Kindes mit der nach der Geburt nachfolgender Kinder.“ (Geller, 1997, S. 165) Mütter beschreiben eine höhere Gesamtbelastung im Zeitaufwand, bei der Hausarbeit und bei der Sorge für die Kinder. Dennoch ist zu beobachten, dass Mütter beim zweiten, dritten und jedem weiteren Kind auf ihr Erfahrungswissen zurückgreifen können und damit kompetenter und angemessener mit den Bedürfnissen ihrer Kinder umgehen können. Das Erlernen des Musters der geteilten Aufmerksamkeit und der Parallelität von Handlungsabläufen wird zunehmend internalisiert.

Dennoch wird die Prioritätensetzung in Richtung Kindererziehung als zentralem Lebensinhalt mit jedem Kind existenzieller, so dass viele Mütter die Entscheidung für ein weiteres Kind mit der Aufgabe eigener Lebensziele assoziieren. Besonders deutlich wird das, wenn Müttern der Alleinversorgungsanspruch für die Kindersorge zugewiesen wird. Sie haben oft keine andere Wahl als Hausfrau zu sein, das korreliert dann auch mit der individuellen Interpretation der mütterlichen Zuständigkeit. „Es sind also nicht allein die ‚objektiven‘ Bedingungen, sondern ebenso die subjektiven Deutungsmuster, die in diesem Fall zur Beendigung der Erwerbsarbeit nach der Geburt des Kindes führen. Bei dieser Interpretation wird allerdings nicht nur jede Form der Erwerbstätigkeit ausgeschlossen, sondern jede Tätigkeit ohne Rücksichtnahme auf das Kind wird bei dieser Interpretation zum Problem.“ (Geller, 1997, S. 98)

Betrachtet man Entscheidungsprozess im Zeitverlauf, beobachtet man einen Konflikt, in dessen Verlauf Umwertung der Handlungsorientierung erfolgt. Die Mütter haben sich eingerichtet und beziehen ihren Selbstwert aus der Erziehungs- und Familienarbeit.

Junge Frauen lassen sich von solchen Familienmustern abschrecken, weil die Selbstverwirklichung als Eigenwert und Ziel des Lebens über der Versorgung von Nachwuchs steht. Deshalb versuchen sie durch das Geringhalten ihrer Kinderzahl den Anschluss an die kinderlose Welt aufrechtzuerhalten. Dabei verzichten sie jedoch auf die bereichernden und entlastenden Faktoren, die das Leben mit mehreren Kindern beinhaltet, und sie enthalten

ihren Kinder wichtige zwischenmenschliche Beziehungserfahrungen vor, die im Folgenden benannt werden sollen.

### 3.3. Bereicherung durch Geschwister in der Familie

„Bei sich zu Hause zerfallen große Familien in Kinder und Erwachsene, und kleine Familien zerfallen in einzelne Individuen, von denen jedes nach Anerkennung und einer persönlichen Nische Ausschau hält, die es besetzen kann.“ (Rich Harris, 2000, S. 222) Eltern und Kinder geraten in eine die Generationengrenze überschreitende Konkurrenz. Das Subsystem der Erwachsenen wiegt in der Familiendynamik schwerer. Kinder brauchen aber dieses Gegengewicht einer selbstverantworteten und eigengesteuerten Kinderkultur, um aneinander und miteinander zu reifen.

Eltern berichten von einer Entlastung durch die Selbstorganisation der Kinder untereinander. Hinzu kommen Kindergarten und Schule, die den Frauen ermöglichen, ihre Zeiten einzuteilen, ihre Tätigkeiten zu synchronisieren und den Tagesablauf zu rhythmisieren. Auch wenn die Entlastung durch außerfamiliale Personen mit der Kinderzahl abnimmt (was ein zu hinterfragendes Phänomen ist, denn dann wird die Unterstützung ja umso notwendiger) gelingt es, die Mehrarbeit mit mehreren Kindern zu bewältigen, indem Regeln der Zeitverwendung umgestellt werden. Rhythmisierung der Zeit ermöglicht Routinisierung, und damit eine Rationalisierung und Beschleunigung der Familienarbeit. „Rhythmisierung stellt einen Rahmen her, der Zeit planbar macht. Durch die Festlegung von Zeiten für bestimmte Tätigkeiten werden konkurrierende Handlungslogiken neutralisiert. Die knappe Zeit wird besser ausnutzbar.“ (Geller, 1997, S. 229)

„Die Mehr-Kind-Eltern zeichnen sich zum einen durch eine offenbar besonders geglückte Paarbeziehung aus, die geprägt ist von großer Aufgeschlossenheit und Vertrautheit mit dem Partner“ Außerdem „...sind die Mehr-Kind-Eltern die jüngsten und haben zudem deutlich kürzer mit ihrem Partner vor der Ehe zusammengelebt.“ (BMFSFJ, 1996, S. 20) Damit hängen eine ausgeprägte Familienorientierung der Partner schon vor der Ehe und ein positives Feedback aus den Herkunftsfamilien zusammen. Es kann also als ehestabilisierender Faktor verstanden werden, wenn die Entscheidung, mit mehreren Kinder zusammen leben zu wollen, bereits eine biographische Vorgeschichte hat. Die gute Qualität der Partnerschaft ist ein erstaunlicher Befund, da doch eher anzunehmen ist, dass die Konflikthäufigkeit erhöht und die Zeit zu Zweit verringert ist. Dennoch bestätigen mehrere Studien - zuletzt (Eggen, 2006)- positive Partnerschaftsentwicklung kommt v.a. bei Familien mit mehr als zwei Kindern vor. Und eine stabile Beziehungsentwicklung begünstigt wiederum eine höhere Kinderzahl und engere Geburtenfolge „Die Akzeptanz der Schwangerschaften hängt dann von der Einschätzung der Bewältigungsressourcen und -fähigkeiten ab. Insgesamt zeigt sich, dass Mütter in großen Familien weniger starr auf einen bestimmten Lebensplan fixiert sind.“ (Geller, 1997, S. 274) Als größte Umstellung wird retrospektiv die Ankunft des ersten Kindes bewertet, Nachgeborene werden als

leichter erlebt. Diese Erfahrung können nur Eltern machen, die sich mehrere Kinder wünschen und zutrauen.

Wenn es immer weniger Eltern geben wird, die sich diese Lebensaufgabe zumuten, dann führt das auch zu einem Verlust an Glückserfahrungen in der Kindheit und positiven Kindheitserinnerungen. In einem Drittel aller Texte von befragten Erwachsenen zu ihrer Kindheit tauchen Geschwister als glücksstiftend v.a. aufgrund gemeinsamer Unternehmungen auf (seltener jedoch als Eltern und speziell Großeltern). Selbst das Hüten jüngerer Geschwister wird retrospektiv als glückliche Erfahrung reflektiert.

„Children may rely on siblings to a large extent to provide the function of friends. The higher level of affection reported when siblings are closer to the same age may be taken for support that children have closer and more intimate relationships with siblings.“ (Stocker, 1994, S. 52) Das Zusammenleben mit Geschwistern generiert solidarisches Beziehungswissen (vgl. auch *Schneewind*) in umfassendem Maße. Wenn man dabei einbezieht, dass Kinder aus Mehrkindfamilien sozial kompetenter in den Gruppen agieren (vgl. *Keller*) dann kann eine **Multiple Beziehungsbereicherung** durch das Aufwachsen mit Geschwistern festgestellt werden, die sich in folgenden Punkten zusammenfassen lässt:

- ◆ Geschwister orientieren sich aneinander in Sprachsozialisation, Rollenspiel, Motivation und Nachahmungslernen (vgl.4.2.)
- ◆ Geschwister haben Entwicklungsvorteile in Empathie, Sozialkompetenz und Konfliktlösungsstrategien (vgl.4.1.)
- ◆ Koexistierende Konkurrenz verstärkt Kreativität und die Offenheit für Erfahrungen (vgl.6.1.)
- ◆ Intimität und Liebe führen zu affektiver Nähe und vielfältigen internen Bindungsrepräsentanzen (vg.5.1.)
- ◆ Gerechtigkeitserleben, Frustrationstoleranz und Beziehungswissen und Solidarität werden erprobt und internalisiert (vgl.4.3.)

Mit dem genannten Begriff „*multiple Beziehungsbereicherung*“<sup>6</sup> in Mehrkindfamilien lässt sich einerseits die beobachtbare Ressourcenstärkung der Geschwister untereinander (horizontaler Effekt) und andererseits die Bereicherung familiärer Erziehung durch Geschwister auf der Elternebene (vertikaler Effekt) zusammenfassen. Auf der Elternebene kann die Entlastung für die Eltern wie folgt dimensioniert werden:

■ **Optimiertes Zeitmanagement** (verringerte Kindzentrierung des Elternhandelns, Raum für horizontales Lernen im Geschwister-Subsystem, Habitualisierung von Handlungsmustern)

<sup>6</sup> Aus der eigenen Forschung generiert

■ **Mentale Entlastung** (entspannterer Umgang mit Nachgeborenen, eingeübte Kommunikations- und Handlungsabläufe, interpretative Stärke bei der Entschlüsselung kindlicher Signale, Entwicklung von Routinen)

**Motivationale Stärkung** (reduzierte negative Selbstzuschreibungen beim Erziehungsoutput, Relativierung von Schuldgefühlen, geteilte Verantwortung bei der Erziehung mit horizontalem Geschwister-Subsystem)

Die Familienresilienz (Widerstandskraft gegenüber Belastungssituationen) und die Transitionskompetenz (Fähigkeit Übergänge im Lebenslauf zu meistern) sind bei Mehr-Kind-Familien noch nicht ausreichend erforscht und können deshalb hier nur als besondere Stärken zusätzlich benannt werden.

## 4. Bereicherung durch das Aufwachsen mit Geschwistern

### 4.1. Vorbildfunktion und Rollenspiele

“It is this combination of features that makes sibling relationship potentially so influential: on the one hand the older child can act as teacher, guide, and model to the younger; on the other hand, however, both children share interest and competence to a sufficient degree to tackle jointly the task of social understanding.” (Schaffer, 1996, S. 267) Geschwister haben untereinander eine Vorbildfunktion, insbesondere die jüngeren profitieren von der Pionierfunktion, die die älteren innerhalb der Familie innehaben. Regeln werden mit den Eltern und den Erstgeborenen ermittelt, daran können sich die Nachgeborenen orientieren. „Die älteren Kinder in der Gruppe sind verantwortlich für die jüngeren – in der Regel sind sie es, die den jüngeren beibringen, wie man sich benimmt und wie man die örtlichen Spiele spielt.“ (Rich Harris, 2000, S. 243) Auch im Bereich der Sprachsozialisation hat man herausgefunden, dass es Codes und Geheimsprachen unter Geschwistern gibt. Die Kleinkinder erlernen im Spiel mit den älteren Geschwistern motorische Handlungsabläufe und sie können in der Wiederholung und Nachahmung üben, wie sich Alltagsroutinen wie z.B. das Essen bewältigen lassen. Kleine Kinder ahmen dabei wesentlich häufiger ihre großen Brüder und Schwestern nach als dass sie die Eltern imitieren. Beim Rollenspiel funktionieren horizontale Orientierungsmuster am besten, hier wird die Abgrenzung von den Eltern erprobt und in der Pubertät wird die Ablösung von den Eltern erleichtert.

(Hinde & Stevenson-Hinde, 1988) beschreiben den *process of evolution*, indem sie einerseits darauf hinweisen, dass in *sibling-sibling-conflicts* die “mother intervenes (crosses the boundary) to talk with the older and support the younger”, was zur Beendigung der Anfeinungen führt. “In time, the pattern changes: sibling-sibling-conflict younger child solicits the mother (crosses the boundary) apparently expecting support”, was wiederum die Mutter zur Hinwendung gegenüber dem jüngeren Kind bewegt. Auch Barrett, J. ; Hunde R.A. betrachten die *triadic interactions: mother-first-born-second-born*. Das belegt eine Perspektive, die in der Deutschen Literatur zur Bindungsforschung fehlt. Corter fand he-



raus “that maternal presence reduced the number of interactions between siblings, interaction between the siblings is more agonistic when she was present” In: (Hinde & Stevenson-Hinde, 1988, S. 14)

Interessant ist in dem Band von Stewart, dass er feststellt, dass, “60% elder children showed signs of being more grown up, f.e. improved language ability” Das bedeutet, dass auch die älteren Kinder profitieren in ihrer kognitiven Entwicklung von der Existenz von Nachgeborenen. Dies weist auf den zirkulären Charakter von Familienbeziehungen hin. Aber auch “regression exist; ... detected an increase in fantasy play among preschool-age children who had new siblings.” (Stewart, 1990, S. 90)

„Besonders in der frühen Entwicklungsphase haben ältere Geschwister eine Art von ‚Pionierfunktion‘ für die nachkommenden jüngeren Geschwister... Zugleich fungieren ältere Geschwister – insbesondere ältere Schwestern – auch als Modelle und ‚Lehrerinnen‘ für ihre jüngeren Geschwister.“ (Schneewind, 1999, S. 152)

Da die Zeit, die Kinder zu Hause verbringen, immer bedeutsamer wird, gewinnt das Leben mit Geschwistern eine noch größere Bedeutung. Fehlen Einzelkindern dort die Sozialkontakte, bieten Geschwister die Möglichkeit, gerade bei innerhäuslichen Beschäftigungen dennoch in Kommunikation und Interaktion mit Gleichaltrigen<sup>7</sup> zu kommen. Ein eigenes Zimmer ist für Einzelkinder überall in Europa zur Norm geworden (Chrisholm, 1995). Doch dort fehlt die Schwester, die nach dem Alptraum tröstet oder der Bruder, mit dem man eine heimliche Kissenschlacht veranstaltet.

Geschwister verbringen mehr Zeit miteinander, als mit ihren Eltern, dabei ist zu beobachten: „The older child was usually the initiator and the younger one the follower and submitter.“ So wurde analysiert, dass Kinder 2until 56 episodes interact per hour“ (vgl. (Schaffer, 1996)

Auch Streit ist nur innerhalb der Familie ohne den Eingriff von Erwachsenen richtig zu lernen. In diesem Lernfeld agieren die Kinder nach eigenen Regeln und diese fördern die Konfliktlösungskompetenz mit anderen Peers. Häufigster Anlass von Streit zwischen Geschwistern ist die Wahrung von Besitztümern, oft wollen sie unbedingt mit dem Spielzeug spielen, was ihnen nicht gehört. „Dahinter steht sicher ein berechtigter Wunsch, um den eine Auseinandersetzung zu führen sich lohnt. Oft geht es beim Kampf um Spielzeuge aber weniger um die Gegenstände selbst als vielmehr um die Behauptung von Macht und Prestige.“ (Szasz, 1985, S. 45) Kämpfe und Raufereien dienen auch zum Beweis, wer der Stärkere ist. Das Gleiche gilt für das Toben als Kampfspiel und das Ausleben von Aggressionen, dabei entsteht Spaß am lebendigen Spüren des Gegenübers und des Austestens der Grenzen. Rivalitäten können jedoch auch eskalieren und ein Eingreifen der Eltern notwendig machen, aber grundsätzlich ist davon auszugehen, dass die Eltern vorrangig

<sup>7</sup> im sozialwissenschaftlichen Sinn gehören dazu ältere und jüngere Geschwister aufgrund ihrer horizontalen Generationenkonstellation

die Aufgabe haben, den Rahmen zu setzen und Geborgenheit und Akzeptanz auszustrahlen.

Geschwister haben auch die Möglichkeit Zärtlichkeiten auszutauschen und im Prozess der eigenen sexuellen Identitätsfindung unterstützt jede Geschwisterliebe auch die Ausreifung der Geschlechtsidentität, denn im eng vertrauten Geschwister wird ein gefahrloses und vorübergehendes Übergangsobjekt gefunden.

#### 4.2. Nachahmungslernen

„Sollte es nahezu normal geworden sein, einziges Kind in der Familie zu sein, ohne Schwester und Bruder, müsste dies um so mehr Besorgnis erregen, als die generell gesunkenen Geburtenraten dazu führen, dass auch in der Nachbarschaft zusehends weniger Kinder aufwachsen, die die entgangenen Sozialerfahrungen mit Geschwistern kompensieren könnten.“ (Bucher, 2001, S. 121) Das Lernen unter Kindern wurde in der Pädagogik bisher nicht so wahrgenommen, wie es es verdient hätte. Untereinander können Kinder und Jugendliche stressfreier agieren und sich ohne die Befürchtung einer Abwertung im kognitiven Prinzip des trial-and-error-Lernens ausprobieren. Die Entwicklungspsychologie und Bindungstheorie hat sich fast ausschließlich dem Einfluss mütterlichen Verhaltens zugewandt und auch wenn zunehmend die Väter als explorationsorientierte<sup>8</sup> Unterstützer wahrgenommen werden, gibt es doch sehr wenige Forschungsergebnisse zur Geschwisterinteraktion. Auch über soziale Rollen weiß man wenig. "It is apparent that the interaction of siblings has a special significance for cognitive and social development that is different from that of the parent-child interaction." (Schaffer, 1996, S. 265)

Ein so intimes Beziehungssystem wie eine Familie besitzt zwei Strukturmerkmale, die Ich-Orientierung und Wir-Orientierung genannt werden können (vgl. (Schneewind, 1999). Zum Wir-Konzept des Kindes gehören der gemeinschaftliche Lebensprozess und die Bereitschaft gegenseitiger Befriedigung von Grundbedürfnissen. Die Entwicklung von Autonomie, als eine Entwicklungsaufgabe der mittleren Kindheit, ist an die Qualität der Ich-Orientierung gebunden. Das bedeutet, inwieweit wird eine allumfassende Aufmerksamkeit gegenüber dem Tun des Kindes abgelöst von einer wachsenden Akzeptanz von Eigenverantwortung. In funktional strukturierten Familien entwickelt sich somit ein Kind von den Eltern weg hin zu den Gleichaltrigen über die Zwischeninstanz Geschwisterbeziehung. "This closeness of interest, and the familiarity of children who share daily intimacy, means that young children probably have less difficulty in understanding how to annoy, comfort or anticipate the moods and responses of their siblings than those of their parents." (Dunn, 1988, S. 46) Die Bindungsqualität unter Geschwistern ist ein wesentlicher Parameter der bezogenen Individuation (vgl. (Stierlin, 2005). Eltern können immer wieder beobachten, dass sich die Kinder untereinander besser abstimmen, gewaltfreier agieren und zielorientierter handeln, wenn die Eltern nicht anwesend sind.

<sup>8</sup> Spiel- und erlebnisorientiert, unterstützt Erkundungsverhalten des Kindes

„Geschwister können einander auch in Krisenzeiten hilfreiche Dienste erweisen.... Geschwisterkinder bewältigen die Auswirkungen einer Scheidung ihrer Eltern leichter als Einzelkinder. Das Zusammenrücken der Geschwistergruppe stellt offenkundig in vielen Fällen eine Ressource dar, die es den einzelnen Kindern erleichtert, besser mit den Widrigkeiten belasteter Familienverhältnisse zu Rande zu kommen.“ (Schneewind, 1999) Beziehungskompetenz ist immer auch an Rituale und Routinen gebunden, die von Generation zu Generation variieren. „Was Kinder aus der Interaktion mit ihren Müttern lernen, hilft ihnen möglicherweise nicht dabei, mit ihren Altersgenossen im Kindergarten zurecht zu kommen.“ (Rich Harris, 2000, S. 104) „In the preschool period references to feelings during talk with the mother tend to show a marked decrease; in talk with sibling, on the other hand, they increase.“ (Schaffer, 1996, S. 265) „Selbst in westlichen Gesellschaften sind Kinder weniger aggressiv, wenn sie allein miteinander spielen, als wenn sie von Eltern oder Lehrern überwacht werden.“ (Rich Harris, 2000, S. 243)

Die Fülle an Beziehungsangeboten in großen Familien ist eine Ressource, die in Bezug auf das Resilienzkonzept (vgl. (Welter-Enderlin & Hildenbrand, 2006) sinnvoll beschrieben werden kann. Ein Individuum wird immer in sozialem Kontext sozialisiert, dessen Realität im einzelnen Familienmitglied als inneres Bild von Familie erscheint. So führt die individuelle Disposition ein Kind dazu, für sich günstige Umwelten zu wählen. In diesem Sinne ist Resilienz keine Eigenschaft sondern eine spezifische Weise von Handlung und Orientierung, die insbesondere bei Übergängen im individuellen Lebenszyklus und im Familienzyklus bedeutsam wird. Damit wird sie zur Bedingung der Möglichkeit der Bewältigung nicht-normativer<sup>9</sup> Krisen. Wer lernen konnte, welche Bewältigungsstrategie die Übergangphase nach der Geburt eines Geschwisterkindes erleichtert, entwickelt eine höhere Frustrationstoleranz bei unerwartet eintreffenden Ereignissen, die Wandel erfordern. So ist z.B. die Eingewöhnung im Kindergarten bei Kindern, die mit Geschwistern aufwachsen, erleichtert. (vgl. (Keller, 1998) „The consensus of these research findings points to the unique properties of the sibling relationship in helping children to prepare for adjusting to social interactions with peers outside of the family group.“ (Bigner, 1979, S. 144)

Die zentrale Bedeutung familiärer Beziehungen als Quelle für positive soziale Anpassung wird hier deutlich. „... to social and cultural capital, which is produced and reproduced in and by children through their activities and their efforts in learning both inside and outside of school. In the family context this happens in the course of transmission and negotiating processes influenced and controlled by family members both in its organization and in its contents.“ (Mayall & Zeiher, 2003, S. 77)

„Die präverbale und averbale Verständigung der Geschwister geht fließend in eine gemeinsame Sprachfindung über. ...Eine emphatische Mutter spürt, wie überflüssig sie über ihre lebenswichtigen Funktionen hinaus ist, wie begrenzt, ja wie arm ihre Möglichkeiten

<sup>9</sup> Mit nichtnormativen Krisen sind Ereignisse gemeint, die nicht erwartbar sind. Eine normative Krise ist z.B. die Geburt, der plötzliche Tod eines Familienmitgliedes aber nichtnormativ.

des Austauschs im Vergleich zu denen der Kinder sind.“ (Petri, 2006, S. 26) Daraus erwächst die Kraft geteilter Geheimnisse, gemeinsamer Erinnerungen und eigener Kommunikationsstruktur, die Geschwister ein Leben lang verbindet.

#### 4.3. Horizontale Solidarität

Gibt es etwas Schöneres, als nach einem Sturz von der großen Schwester getröstet zu werden? Kinder verstehen Kummer Ihresgleichen besser, sie können sich in deren Lage hineinversetzen, ihr Verständnis ist nachvollziehbarer. Insbesondere dann wenn Eltern der Anlass für den Kummer sind, ist das Trösten durch Geschwister besonders wichtig. Das gegenseitige Helfen wird eingeübt. Die Solidarität unter Geschwistern hat eine langfristige Dynamik und verändert ihren Charakter im Lebensverlauf. 60% der Geschwister rufen sich auch als Erwachsene noch regelmäßig an (Slater & Lewis, 2002) (Schneewind, 1999) verweist auf Solidarität im späteren Lebensalter, besonders die Pflege der alten Eltern, insbesondere durch Schwestern und die wechselseitige Unterstützung im Lebenszyklus sind Auswirkungen eines horizontalen Beziehungswissens, das geschwisterliche Hilfe bedeutet, v.a. wenn keine Partner mehr oder keine eigenen Kinder existieren gibt es im reiferen Erwachsenenleben eine verstärkte psychologische Unterstützung auch bei der Alltagsbewältigung. Geschwister erleben miteinander die längste verwandtschaftliche Beziehung und die intensivste Erfahrung von Nähe und Verbundenheit.

„*‘Familie’* bezeichnet allgemein eine Lebensform, die mindestens ein Kind und ein Elternteil umfasst und einen dauerhaften und im Inneren durch Solidarität und persönliche Verbundenheit charakterisierten Zusammenhang aufweist.“ (Peuckert, 2007, S. 36) Slater & Lewis haben ganz aktuell in ihrem Buch über kindliche Entwicklung einige neue Forschungsergebnisse eingearbeitet "Even the child's view of itself is affected by siblings....Many mothers note that when they are punishing one of their children the other will protect that child even if the punishment concerns a sibling conflict." (Slater & Lewis, 2002, S. 215) "Siblings show strong affective bonds and these relationships show continuity over time." Sie fanden auch "... an evolutionary reason why physical aggression, including hitting, biting and pushing, occurs between young siblings." (Slater & Lewis, 2002, S. 216) „Obwohl Streit wahrlich keine erfreuliche Erscheinung ist, sollte man doch nicht vergessen, dass streitende Kinder durch ihre Auseinandersetzungen reifer werden, selbst wenn es ab und zu ein paar Beulen und blaue Flecke gibt. Dadurch dass Kinder im Streit ihrem Zorn Luft machen können, lernen sie, ihn auf längere Sicht besser unter Kontrolle zu bekommen. Zugleich machen sie die wichtige Erfahrung, wie andere auf die eigenen Wutausbrüche reagieren und wie schön es ist, wenn der Zorn verraucht und man sich wieder versöhnen kann.“ (Szasz, 1985, S. 60) Insbesondere die Erfahrung von Gerechtigkeit ist eng an die Verteilungsgerechtigkeit in der Familie geknüpft. Das umfasst die Verteilung von materiellen Gütern, angefangen von der Größe des Schokoladenstückes bis zur finanziellen Unterstützung bei Ausbildung und Studium, und die Verteilung von Aufmerksamkeit und Liebe. Fairness and justice are very important between children close in

age (Schaffer, 1996) "Am besten lernen Kinder Teilen, Einordnen und Verzicht im Kreis der Geschwister, da sie hier frühzeitig wie auch kontinuierlich Rücksicht nehmen müssen." (Hungerland, 2002, S. 105) Die Unersetzbarkeit der Erfahrungen unter Geschwistern ist vielfach belegt. Die hingebungsvolle und mühsame Pflege eines fiebernden jüngeren Bruders kann nur in der Familie erlebt werden. Kein befreundetes Kind wird Tag und Nacht bei einem kranken Altersgenossen verbringen, schon wegen der zu befürchtenden Ansteckungsgefahr.

Nur unter gegengeschlechtlichen Geschwistern kann in der Kindheit eine vorurteilsfreie Erforschung<sup>10</sup> der Genitalien zugelassen werden<sup>11</sup>, es gibt keinen anderen Ort, der soviel naive Nähe zulässt. Angesichts der vielen sozialen Ressourcen, die in Familien unter den Kindern reifen, ist es doch erstaunlich, dass sowohl das Aufwachsen mit Geschwistern als auch das Dasein als Einzelkind selten thematisiert wird. "Children are less likely today to share the companionship of siblings or wider kin. Contact with cousins, aunts and uncles will become less common for the children whose parents may be only children or whose parent's sibs have not had children. This means that these family members will not be present to provide support at times of family disruption nor will children learn at first hand about parenting. On the positive side, children will not be competing with other siblings for family resources, both material and human." (Clarke, 1996, S. 71)

Immer ist ein Spielkamerad da, kann man jemanden motivieren zum Spiel, befreiend im Spiel Gefühle und Wünsche ausleben, wenn das Bedürfnis da ist. Familien regeln ihr Alltagsleben nach bestimmten Mustern, die, wie aus der Familientherapie bekannt ist, so verinnerlicht sind, dass sie in die eigene Biographie als vertraute Handlungsmuster eingebaut werden. „With a help of a generational approach of this kind it is possible to look into the dynamics of intergenerational family relationships and the processes of handing down family traditions to the next generation...family micro-cultures which can be seen as vital social spaces providing both potential opportunities and potential constraints for its members.“ (Mayall & Zeiher, 2003, S. 75)

Liebe und Rivalität sind die latent opponierenden Gefühlslagen, mit denen Brüder und Schwestern aufwachsen und die ihre soziale Kompetenz immer aufs Neue herausfordern. Über die Entstehung der primären Geschwisterliebe wird wenig gesprochen. Die Rivalität hingegen spielt schon am Lebensbeginn bei der Interpretation kindlichen Verhaltens die zentrale Rolle.

## 5. Solidarität im Lebenslauf

### 5.1. Liebe und Rivalität

<sup>10</sup> Unter den Prämissen der Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit und ohne Macht- und Gewaltausübung.

<sup>11</sup> Das belegt auch die Missbrauchshysterie, die sich in Kindergärten entfaltet, wenn Doktorspiele beobachtet werden.

„Das Hinzukommen weiterer Kinder hat Auswirkungen auf die Paarbeziehung, auf die Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehung und auf das Familienklima insgesamt.“ (Schneewind, 1999, S. 151) Noch immer dominiert hierbei die Theorie vom „Enthronungstrauma“, das Alfred Adler am Beginn des vergangenen Jahrhunderts postulierte, die Erwartungshaltung vor der Geburt eines weiteren Kindes. Elternratgeber zu Schwangerschaft und Geburt<sup>12</sup> erwähnen ältere Geschwister im Allgemeinen nur am Rand und dann vorwiegend unter zwei Gesichtspunkten: einerseits als eifersüchtige, regressiv reagierende Kinder oder als Belastungsfaktoren während der Mutterschutz- und Wochenbettzeit für die Mütter.

Legt man den Schwerpunkt auf eine ganz andere Sichtweise, dann öffnet sich eine wunderbare Seite des Beginns einer Geschwisterbeziehung. Geschwisterliebe entsteht nach der Geburt aus einer tiefen inneren Verbundenheit, die aus der Zugehörigkeit zum gleichen Familiensystem erwächst. Der Vorläufer - die vorgeburtliche Beziehung aus der Schwangerschaft - wird konkret. Ist es zunächst die Identifizierung mit der Liebe der Mutter zu ihrem ungeborenen Kind so reift eine tiefgreifende Gefühlsveränderungen durch die emotionale Neuorientierung im erweiterten Familiensystem. Die Geburt wird lange erwartet und die vorgeburtlichen Bindungen nehmen jetzt Konturen an. Legt man dabei die Aufmerksamkeit auf die ursprüngliche Natur des Menschen, in der Nähe und Verbundenheit durch innere Verwandtschaft generiert wird, dann wird deutlich, dass ein reines Konkurrenzverhalten auch evolutionsbiologisch sinnlos wäre. Sippen und Menschengruppen hätten nicht überlebt, gäbe es da nicht eine beschützend wirkende Empathie, die impuls- und reizgesteuertes Verhalten untereinander bedingt. Als Indiz dafür kann die angeborene Reaktion auf das sogenannte Kindchenschema<sup>13</sup> gelten. Bei vielen Säugetieren kann man dieses Welpenschutz-Phänomen beobachten. Das Verhalten gegenüber Babys ist noch heute instinktgesteuert. Menschen jeden Alters<sup>14</sup> und Geschlechts reagieren auf Säuglingsgeschrei mit erhöhtem Puls und Stresssymptomen, jeder erhöht seine Stimme bei der direkten Ansprache von Babys auf eine dem heranreifenden Ohr angemessenere erhöhte Stimmlage. „Wenn man Kleinkinder im Kontakt mit Säuglingen beobachtet, finden sich viele Ähnlichkeiten zu ihrem Umgang mit Tieren.“ (Petri, 2006, S. 17)

Das meint auf gewisse Weise primitiv bzw. animalisch, eben noch ohne kulturelle Verkrümmung. Eine mögliche Erklärung für die Faszination der älteren Geschwister steckt in der Freiheit und Ungehemmtheit, die der Säugling bei Durchsetzung seiner Bedürfnisse an den Tag legt. „Für ein Kind, das die ersten Sporen der Kultur aufgedrückt bekommen hat, wird das Baby zum Spiegel seiner zum Teil bereits aufgegebenen primären Natur.“ (Petri, 2006, S. 16) Das Baby ist „unerzogen“. Das Nachahmen des säuglingshaften Verhaltens muss somit nicht als Regression, nicht als pathologischer Rückfall gewertet werden, son-

<sup>12</sup> Exemplarisch hier ein grundsätzlich empfehlenswerter, guter Ratgeber: Albrecht-Engel, Ines; Albrecht, Manfred (2003) Schwangerschaft und Geburt. 5.Aufl. München

<sup>13</sup> große Augen, „niedliche“ Gesichts- und Kopfproportionen lösen Schutzreflex aus

<sup>14</sup> ab zwei Jahren bei Kindern nachgewiesen

dern ist Indiz für eine primäre Naturverbundenheit unter Geschwistern. Die Liebe unter Geschwistern entsteht nicht in erster Linie aus der Identifikation mit der Mutter durch Nachahmung, sondern ist eine einzigartige Wiederbegegnung des Kindes mit seiner ursprünglichen Natur.

Selbstverständlich wird immer auch eine Ambivalenz des älteren Kindes erlebbar sein, diese ist jedoch als normaler Anpassungsprozess zu verstehen, denn die Bewältigung jeder Krise<sup>15</sup> erfordert eine Erweiterung des Verhaltensrepertoires. Erfolgreiche Strategien werden dabei verstärkt, weniger erfolgreiche werden ausgeblendet und schließlich vergessen.<sup>16</sup> Umso relevanter wird das Reaktionsschema der Eltern auf ablehnendes Verhalten gegenüber dem Baby. Wird es von den Eltern als normaler Impuls verstanden, dann kann Nähe und gegenseitige Akzeptanz wachsen. „Die ersten Erfahrungen werden im Schutz der Familie gemacht. Von der Art der Bindungen, die während dieser Zeit entstehen, hängt es in hohem Maße ab, inwieweit Kinder als Erwachsene in der Lage sind, Freundschaften zu schließen. Im Zusammenleben erfahren Geschwister, wie beglückend es sein kann, geliebt und anerkannt zu werden, wie schmerzhaft es andererseits aber auch sein kann, abgelehnt und zurückgewiesen zu werden.“ (Szasz, 1985, S. 77) Aus der Zwillingsforschung weiß man: "The constant presence of the other twin and mother's divided attention create a situation in which ego boundaries are likely to be less easily defined for each individual twin. Mothers attention would also be divided when there is a toddler about....Observations indicate that the infant's jealousy and disturbance at not having mother's exclusive attention is more acute when the rival is of the same age, and more tolerable when the other child is of a different age and requiring a different sort of attention." (Lewin, 2004, S. 51)

Adams (1982) unterscheidet drei Formen der Geschwisterbeziehung

- (1) Intensive Geschwisterliebe (Hänsel-Gretel-Phänomen) – emotionale/tatsächliche Abwesenheit der Eltern
- (2) Geschwisterrivalität – konstruktiv oder destruktiv
- (3) Geschwistersolidarität – Nähe, Vertrauen, Verstehen und Helfen

Jede Kategorie hat hierbei ihre Berechtigung und spiegelt die Lebenssituation und die Risiken menschlichen Miteinanders wider. Leben mit Geschwistern bedeutet eine immerwährende Suche nach geeigneten Aushandlungsprozessen. Man geht davon aus, dass es zwei Jahre dauert bis ein zweites Kind integriert ist und sich die Subsysteme der Eltern und Kinder gebildet haben. Für weitere Nachgeborene gilt, ein Jahr nach Geburt des Kindes ist die Aufmerksamkeitsverteilung der Mutter wieder ausgeglichen. „Psychoanalytisch gesehen werden im (Früh-)kindlichen Zusammensein Wesenszüge und Anteile der

<sup>15</sup> Die Transitionsphase Geburt ist als Krise für die Familien zu werten.

<sup>16</sup> Luhmann spricht dabei von der Aktivierung von Erfahrenem und dem Vergessen bei Nichtverwendung in seiner soziologischen Sicht auf Erziehungserfolg.

Geschwister in die eigene Person integriert und zu guten und weniger guten inneren Objekten umgebaut.“ (Lehmkuhl & Lehmkuhl, Die Bedeutung von Geschwistern in der Psychotherapie, S. 105)

Die Balance von Verbundenheit und Individuation beinhaltet auch destruktive Anteile. Kinder sollten lernen, sich zu wehren, wenn es notwendig wird. „Geschwister streiten sich häufiger untereinander als mit anderen Kindern.“ (Szasz, 1985, S. 60) Wenn Geschwister schlagen, kratzen, beißen ist das Ausdruck des Ausgleiches von Nähe und Distanz, Abhängigkeit und Autonomie. Diese Grunddimensionen menschlichen Seins spielen in der Familie eine bedeutende Rolle. Bedingt durch das enge Zusammenleben und die gefühlsmäßige Bindung gibt es diese destruktiven Impulse. „Wenn es den Eltern nicht gelingt, zu allen Geschwistern eine gleichbleibend emotional tragende Beziehung herzustellen, dann verschärfen sich die Konflikte zwischen den Geschwistern, die sich dann fragen, warum der andere von ihnen mehr geliebt, gemocht und bevorzugt wird.“ (Lehmkuhl, Die Bedeutung der Geschwisterkonstellation aus psychotherapeutischer Sicht, 1995, S. 199) “Child actors are allowed to express aggression and physical violence in ways which are strictly forbidden to them when they are older.” (Chrisholm, 1995, S. 94)

Der Zugang zu Liebe und Hass ohne in existenzielle Abhängigkeit zu geraten, ist ein psychisches Übungsfeld für zukünftige Zweierbeziehungen. Geschwister haben eine Brückenfunktion bei der Erweiterung des ICH, sie bieten greifbare Identifikationsmodelle für progressive und regressive Identifikationen. „Wesentlich dafür ist aber die Geschwisterliebe selbst. Sie beschleunigt nicht nur die Ablösung, sondern ist umgekehrt auch ein mächtiges Bollwerk gegen elterliche Vereinnahmung.“ (Petri, 2006, S. 40) Und sie hilft bei der Überwindung der Mutter-Kind-Symbiose.

## 5.2. Akzeptanz von Gleichheit und Verschiedenheit

Jedes Kind ist anders. Was zunächst wie eine Selbstverständlichkeit klingt, ist bei näherer Betrachtung insbesondere bei Geschwistern eine bemerkenswerte Feststellung. Könnte man doch annehmen, dass das Aufwachsen in einer Familie dazu führt, dass sich Kinder eher ähnlich sind. Auch wenn sozioökonomische Bedingungen nahezu gleich erfahren werden, sind es doch die ganz individuellen Sichtweisen und Rahmenbedingungen, die eine sehr unterschiedliche Umwelterfahrung erzeugen. Die dreijährige Erstgeborene erlebt z.B. eine völlig andere Mutter als ihr nachgeborener Bruder, wenn er drei ist. Erfahrungsreichtum und Doppelrolle<sup>17</sup> prägen diesen Unterschied.

Wenn man das transaktionale Modell aus der Entwicklungspsychologie - das „die komplexen Wechselwirkungen zwischen dem sich entwickelnden Kind, seinen Eltern und deren Lebenszusammenhängen“ als Grundlage von Persönlichkeitsentwicklung beschreibt - nimmt, wird Entwicklung „als Ergebnis einer kontinuierlichen und dynamischen Interaktion zwischen dem Kind und seiner Umwelt verstanden“ (Ziegenhain & et.al., 2006, S. 17).

<sup>17</sup> Hier ist Mutterschaft von zwei Kindern gemeint, wobei auf jedes angemessen eingegangen werden sollte.



Diese Interaktion ist – familiensystemisch betrachtet – als Selbstorganisationsdynamik verschiedener Subsysteme zu werten. „Gemeinsam aufgewachsene Geschwister gleichen sich nur so weit in der Persönlichkeit, wie sie sich genetisch gleichen. Alle Ähnlichkeiten zwischen ihnen lassen sich auf die gemeinsamen Gene zurückführen; weitergehende Ähnlichkeiten, die man durch das gemeinsame Milieu erklären müsste, gibt es nicht.“ (Rich Harris, 2000, S. 69) Unterschiede unter Geschwistern werden von Eltern immer wieder erlebt. Das beginnt schon beim Temperament, das zu unterschiedlichem Schlaf- und Schreiverhalten führt. Gleiches gilt für das Verhalten des Säuglings beim Stillen, später bei den Vorlieben beim Essen und äußert sich bei Talenten und Begabungen. Da Eltern vorwiegend die Unterschiede zwischen ihren Kindern wahrnehmen und beschreiben, verstärkt sich dadurch schon früh ein Bewusstsein für die Unterschiedlichkeit. Das betrifft insbesondere Familien mit vielen Kindern. „Je größer die Familie, umso klarer ist es offenbar, dass es auch Differenzen zwischen den Familienmitgliedern gibt.“ (Eggen, 2006, S. 140)

„Die Betrachtung des frühen individualpsychologischen Konstrukts Familienkonstellation verdeutlicht, dass die Stellung in der Geschwisterreihe sehr differenziert und nicht nur typisierend verwandt wurde, um frühe soziale Einflussnahmen des Umfeldes zu erkennen und nicht ausschließlich auf die Mutter-Kind-Interaktion zu beschränken.“ (Lehmkuhl, Die Bedeutung der Geschwisterkonstellation aus psychotherapeutischer Sicht, 1995, S. 204) "A key message from this study is that: children's relationships with their siblings are complex and vary according to context, with gender and the age hierarchy as important features. In other words, siblings' relationships are both patterned and diverse: and actively constructed by children rather than given." (Edwards, Hadfield, & Mauthner, 2005, S. 1) Brüder oder Schwestern zu haben, wird von den Kindern als hohe Lebensqualität geschätzt. „Brothers and Sisters give children feelings of being cared for and about, forming a supportive resource just as much as they can present difficulties and problems.“ (Edwards, Hadfield, & Mauthner, 2005, S. 63) Toman hat die Theorie entwickelt, wonach Geschlechts- und Rangkonflikte und Verluste in der Geschwisterreihe wesentliche Determinanten für das innerfamiliäre Beziehungsgeschehen und eben auch für außerfamiliäre Beziehungen wie Freundschaften und Paarbeziehungen sind. (Schneewind, 1999) „Family life offers a particularly good chance of finding out that rules may be applied differently in different relationships, especially as interactions with siblings are in certain respects conducted along very different lines from those prevailing with parents.“ (Schaffer, 1996, S. 265)

Der Einfluss von sogenannten nicht-geteilten familiären Umwelten wird dementsprechend höher bewertet als die Gemeinsamkeiten, die Geschwister in einer Familie erleben. Damit trägt die unterschiedliche Behandlung der Kinder durch die Eltern und die Interaktion unter den Geschwistern dazu bei, dass sie sich so unterschiedlich entwickeln (vgl. Dunn, Plomin). „Innerfamiliäre Umweltunterschiede können auch aus Interaktionen der Kinder selbst entstehen. ... Das Elternhaus wird nicht als eine einzige homogene Umwelt

dargestellt, sondern als ein Konglomerat von Mikroumwelten, deren jede von einem Kind bewohnt wird.“ (Rich Harris, 2000, S. 73) Man könnte sogar abstrahieren, dass Talente, die als Einzelkind möglicherweise verborgen geblieben wären, sich nur deshalb entwickeln, weil Nachgeborene sich besonders kreativ zeigen müssen, um unbesetzte Betätigungsfelder zu finden.

### 5.3. Familienbande

Kinderlosigkeit passt oberflächlich gesehen in den Leitgedanken des „survival oft he fittest“, genauer betrachtet ist jedoch die zwischenmenschliche Fürsorge, d.h. bei Krankheit, finanziellen Schwierigkeiten und auch bei Katastrophen und anderen nichtnormativen Krisen unter Verwandten höher als unter Freunden und anderen frei gewählten Beziehungen. (vgl. (Schirmacher, 2006) Die Mutterliebe ist nahezu ein Mysterium, denn „Mütter haben ein geschärftes Wahrnehmungsvermögen ... Dieses Fürsorgeverhalten, das von Generation zu Generation weitergegeben wird, scheint die älteste Form von Liebe überhaupt zu sein.“ (Baier, 2006, S. 76) Es gilt als Grundlage jeder Liebe und ist mit seiner hormonell bedingten Konstruktion physiologisch angelegt. In der Familie wird Liebesfähigkeit und Sorge füreinander ganz elementar begründet. Sie überträgt sich auf die Geschwister, die untereinander ein Leben lang verbunden bleiben.

Die objektive Verwandtschaft eines Menschen ist der Möglichkeitsraum, dessen Opportunitäten aus handlungstheoretischer Sicht die subjektive Verwandtschaft ausbilden. Das heißt, jeder kann sich aus seiner biologischen und angeheirateten Verwandtschaft diejenigen auswählen, mit denen er einen Kontakt aufrecht erhält. Dieser Möglichkeitsraum wird insbesondere perspektivisch aber zunehmend eingeschränkt durch die Reduktion der Kinderzahlen. „Die Geschwisterbeziehung stellt einen Beziehungstypus besonderer Art dar, da sie in der Regel die am längsten währende, unaufkündbare und annähernd egalitäre menschliche Beziehung ist, die auf einer gemeinsamen Vergangenheit beruht.“ (Schneewind, 1999, S. 151)

Wenn Verwandtenetzwerke sich reduzieren und kaum noch Cousins und Cousinen, also Gleichaltrige, in der Verwandtschaft vorkommen, gibt es eine dominierende Erwachsenenkultur, die einerseits zur Folge hat, dass Kinder sich deren Bedürfnissen unterordnen müssen und andererseits die wenigen Kinder so in den Mittelpunkt stellt, dass kaum noch Nischen für eine selbstgesteuerte Kinderkultur existieren. Durch immer mehr Stieffamilien kommt eine Vermehrung der erwachsenen Bezugspersonen (z.B. mehrere Großelternpaare) hinzu, oft aber auch keine Steigerung der Anzahl von Verwandten innerhalb der Kindergeneration.

## 6. Offenheit für Erfahrung

Abschließend wird hier ein Szenario beschrieben, wie es wahrscheinlich ist, wenn der Geburtenrückgang anhält und die Geschwisterlosigkeit zur Normalbiographie wird.

Frank Sulloway hat versucht, die Auswirkungen der Geburtenfolge auf die Persönlichkeit historisch zu recherchieren und damit zu systematisieren. Auch wenn seine sorgfältig entwickelten Thesen umstritten geblieben sind, so gibt es doch Hinweise darauf, dass Erstgeborene sich eher leistungsorientiert und konservativ zeigen, Letztgeborene wiederum die stärkste ‚Offenheit für Erfahrung‘ entwickeln, eben gerade weil sie auf ein Familiensystem treffen, in dem die Plätze verteilt sind und die Rollenzuschreibungen schon besetzt zu sein scheinen. „Geschwister entwickeln Unterschiede aus den gleichen Gründen wie biologische Arten: Differenzierung mildert die Konkurrenz um knappe Mittel.“ (Sulloway, 1999, S. 15) Wenn man sogar soweit geht, Sulloways umfassende historische Studie zu dem Einfluss von Geburtsrangplätzen auf gesellschaftlich innovativ wirkende Entwicklungen - über das Kriterium Offenheit für Erfahrungen versus konservativer Beharrlichkeit - gegen den Strich zu lesen, dann kommt man zu der finsternen Interpretation, dass eine Einzelkindgesellschaft weniger innovatives Potenzial entwickelt und die Beharrungskräfte stärker sind, um revolutionäre Entwicklungen zu behindern. Wenn darüber hinaus bekannt ist, dass Unternehmen vorwiegend von jungen Leuten (34-35 Jahren) gegründet werden und Wissenschaftler mit 35 das Maximum ihrer Leistungskraft erreichen, dann zeichnet sich die problematischen Folgen der demographischen Krise sehr deutlich ab. (vgl. (Leipert, 2003)

Ein Verlust an Rollenvielfalt der Individuen in der Gesellschaft wäre ein bedenkliches Signal. Insofern brauchen wir perspektivisch nicht nur die Geschwisternetzwerke sondern auch eine Erforschung von deren Resilienzfaktoren, um sie zu fördern und wertschätzend wahrzunehmen.

Eine Gesellschaft, die in ihren Rahmenbedingungen auf Individualisierung und Segregation setzt, beraubt sich einer zentralen zwischenmenschlichen und eben auch fortschrittforcierenden Ressource. Die Liebesfähigkeit und das Solidarprinzip innerhalb einer Gesellschaft speisen sich aus der Kollektivierung individueller Erfahrungen. Wenn jedoch Verwandtenetzwerke verschwinden und sich innerfamiliäre Fürsorge reduziert, dann ist auch die Wertestruktur in Bezug auf Solidarität insgesamt beeinträchtigt. Geschwister und eine positive Beziehungsqualität (Sohni, 2004) können somit auch als Garant für ein solidarisches Miteinander der gesamten Gesellschaft gelten.

Wenn es kaum noch Brüder und Schwestern, Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen, Neffen und Nichten gibt, dann wird die Konzentration auf Individualität zu einer Atomisierung führen. Die zwangsläufig darauf folgende emotionale Verarmung und Unverbindlichkeit von Beziehungen reduziert die gesamtgesellschaftliche Neigung zu Altruismus und Solidarität. Kann jemand Fürsorgeimpulse für andere (schwächere) Menschen entwickeln, wenn er nie die lebenslange Sorge um das Wohlergehen von Schwestern und Brüdern, Kindern und Enkeln erlebt hat?

Wenn auf die Triebkraft von Abgrenzung und Nischenfindung in Geschwistergruppen verzichtet werden muss, steht ein verlangsamter wissenschaftlicher und gesellschaftlicher

Fortschritt, der die Vorreiterstellung der modernen Gesellschaften begründet, bevor. Kann jemand Durchsetzungsvermögen und Kreativität entwickeln, wenn er immer im Zentrum elterlicher Aufmerksamkeit gestanden hat und sich die Anerkennung nicht erkämpfen musste? Bedenklich ist dabei, dass „... die Wahrscheinlichkeit für Spätergeborene, dass sie einer radikalen Innovation den Vorrang vor einer konservativen geben würden, 124-fach höher lag als für Erstgeborene.“ (Sulloway, 1999, S. 71)

„Geschwister konkurrieren miteinander um die physischen, emotionalen und intellektuellen Ressourcen der Eltern. Sie schaffen sich, abhängig von Geburtenfolge, Geschlecht, physischen Eigenschaften und Temperament, unterschiedliche Rollen im Familiensystem und entwickeln aus diesen heraus verschiedene Methoden, sich bei den Eltern beliebt zu machen.“ (Sulloway, 1999, S. 39) Sind Menschen, die sich in einer kindzentrierten Familien und einer insgesamt kindentwöhnten Gesellschaft entwickeln müssen, weniger durchsetzungsfähig? Soweit muss bei der Interpretation der Daten nicht gegangen werden, festzuhalten bleibt jedoch, es macht einen Unterschied, wie die Mehrheit einer Generation aufwächst und es vererbt sich eine andere Tradition, wenn sich Individualisierung durchsetzt, auch in den Familien. Einzelkinder „seien insgesamt selbständiger, idealistischer, aufgeschlossener, ernsthafter und selbstsicherer, anlehnungsbedürftiger und zärtlicher als die mittleren Geschwister, nicht aber die erst- und letztgeborenen.“ Kürthy 1988 (Bucher, 2001, S. 122) „There can be no doubt that special traits of character and mental make-up are found in children and adults who belong to the different ranks in their order of birth. It is much more difficult to state with some clarity as to where these differences lie.“ (König, 2004, S. 13)

Große Familien gelten als Gegenmodell zur Moderne, sie entsprechen nicht den gängigen Idealvorstellungen. Dennoch wird in Deutschland noch immer verstärkt auf persönliche Bindungen vertraut. Wir stehen jedoch vor einer Bindungskrise. Verwandtenbindungen existieren immer weniger und Wahlbindungen zeigen sich immer brüchiger. Sei das auch nur eine Hypothese mit bedrohlicher Wirkung so ist doch in den bisherigen Kapiteln nachgewiesen worden, dass eine geschwisterlose Gesellschaft auf wichtige Erfahrungen im Lebensverlauf ihrer Mitglieder verzichten wird müssen. Wir wissen: „Ein breites Feld eigener Vorlieben erhöht die Wahrscheinlichkeit, persönliche Talente zu entdecken, die die Eltern für unterstützenswert halten. Interessenvielfalt ist ein vorzüglicher Beweis für die Offenheit für Erfahrung, und diese Hypothese passt zu vielen geläufigen Annahmen über die Geburtenfolge.“ (Sulloway, 1999, S. 121) Eine Geburtenfolge kann es aber nur geben, wenn Geschwister geboren werden, und die Nachgeborenen ihre Entwicklungschancen ausschöpfen können. „Entwicklungspsychologen ... fanden, dass erstgeborene Kinder durch mehr Gewissenhaftigkeit, zweitgeborenen durch ein höheres Verantwortungsbewusstsein sowie durch eine größere intellektuelle Wissbegierde mit geringerer Aggressivität [auffallen]. Allerdings hänge die Auswirkung der Stellung in der Geschwisterreihe stark vom Geschlecht und dem altersmäßigen Abstand der Geschwister ab.“ (Lehmkuhl, Die Bedeutung der Geschwisterkonstellation aus psychotherapeutischer Sicht,

1995, S. 206) Vielfalt und die Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme für andere ist eine grundlegende Voraussetzung der Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft, auch wenn das dem gängigen Attraktivitätsmuster der postindustriellen Informations-gesellschaft zu widersprechen scheint.

„Wir gehen davon aus, dass sich eine neue Balance zwischen den privaten und persönlich befriedigenden Beziehungen von Partnern, Kindern, Eltern, Großeltern und Enkeln über längere biographische Lebensphasen hinweg erst dann wieder einstellen wird, wenn auch die verschiedenen Lebensbereiche, in denen sich die Familienmitglieder bewegen, aus der Sicht der Familienmitglieder besser miteinander in Einklang gebracht werden können.“ (Bundesregierung 7. F., 2005, S. 16) Diese grundsätzliche Einschätzung der Sachverständigenkommission kann man teilen. Auch wenn sie sich hier nicht explizit auf die Thematik der Mehrkindfamilie bezieht, setzt sie doch eine größere Zahl von Kindern voraus, die nicht nur als moralische Größe als Reichtum einer Gesellschaft betrachtet werden dürfen, sondern die ganz real und lebendig in großen Familien aufwachsen dürfen, die ihnen all die Erfahrungen ermöglichen, die sie ohne Geschwister nicht machen können.

## 7. Resümé

Wenn die Gesamtfertilitätsrate in Deutschland gesteigert werden soll, dann darf man das nicht nur unter einer rein demographischen Perspektive thematisieren, sondern sollte sich all die Vorteile, die das Aufwachsen in größeren Familien bietet, vergegenwärtigen. Es kann somit nicht um eine rein numerische Anpassungsleistung Deutschlands gehen, sondern um Lebensqualität und eine moderne Wertekultur. Die Aufwertung des Kinderreichtums in Familien und die Bereicherungen, die das Aufwachsen mit Geschwistern ermöglicht, sind die zentralen Argumente eines Plädoyers für mehr Kinder.

### Thesen

1. Die allgemeine Diskussion muss sich für die Problematisierung der Geschwisterlosigkeit öffnen, um das Thema öffentlich aufzuwerten.
2. Ein Plädoyer für eine frühe Elternschaft gründet sich auf größere Adaptibilität der Eltern und erhöht die Wahrscheinlichkeit für Mehrkindfamilien.
3. Mit der Stärkung der Beziehungs- und Konfliktfähigkeit in Partnerschaften, kann der Mut zu mehr Kindern in den Familien reifen.
4. Die Erfahrung aus den Herkunftsfamilien mit Brüdern und Schwestern aufzuwachsen, muss positiv thematisiert werden.
5. Die entwicklungspsychologische Bereicherung der Kinder durch die Erfahrungen mit Geschwistern muss als unersetzbar verstanden werden.
6. Entlastende Merkmale bei den Eltern sollten genauer erforscht und veröffentlicht werden.
7. Die gesamtgesellschaftliche Kultur müsste viele Kinder in den Familien als individuellen Reichtum betrachten.
8. Dazu braucht es Unterstützungsleistungen. (strukturell und monetär)

9. Die Normsetzung für kindliche Entwicklung darf sich nicht ausschließlich an der Kleinstfamilie orientieren.
10. Innovationsfähigkeit und Solidarität als Effekte von Geschwisterschaft brauchen den Focus der Aufmerksamkeit in der demographischen Debatte.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Alt, C. (2003). Wandel familialer Lebensverhältnisse minderjähriger Kinder in Zeiten der Pluralisierung. In W. Bien, & M. J. H., *Partnerschaft und Familiengründung* (S. 219-244). Opladen.
- Alt, K. W., & Kemkes-Grottenthaler, A. (2002). *Kinderwelten. Anthropologie - Geschichte - Kulturvergleich*. Köln Weimar Wien.
- Bahle, T. (1995). *Familienpolitik in Westeuropa*. Frankfurt/Main.
- Baier, T. (Mai 2006). Mütter. *SZ Wissen*, S. 74-79.
- Bigner, J. J. (1979). *Parent-child Relations. An Introduction to Parenting*. New York, London.
- Birg, H. (2005). *Die ausgefallene Generation*. München.
- BMFSFJ, S. d. (1996). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch*. Stuttgart.
- Borchardt, A., & Stöbel-Richter, Y. (Wiesbaden. Heft 114 2004). Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren - eine qualitative Studie. *Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*.
- Boszormenyi-Nagy, I., & Spark, G. M. (1990). *Unsichtbare Bindungen*. Stuttgart.
- Brähler, E., & Stöbel-Richter, Y. (2002). Zum Wandel im Reproduktionsverhalten in Deutschland und im europäischen Vergleich. *Symposium 2002 - Juristen und Ärzte - Reproduktionsmedizin - Umstrittene Grenzziehung* (S. 459-468). Leipzig: ZaeFQ.
- Bucher, A. A. (2001). *Was Kinder glücklich macht*. Weinheim München.
- Büchner, P., Krüger, H.-H., & Chrisholm, L. (1990). *Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich*. Opladen.
- Bühler-Niederberger, D. (2005). *Kindheit und die Ordnung der Verhältnisse*. Weinheim München.
- Bundesregierung, 1. K.-u. (2005). *Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland*. Berlin.
- Bundesregierung, 7. F. (2005). *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit*. Berlin.
- Chrisholm, L. e. (1995). *Growing up in Europe. Contemporary Horizons in Childhood and Youth Studies*. New York.
- Clarke, L. (1996). Demographic Change and the Family Situation of Children. In J. Brannen, & M. O'Brien, *Children in Families* (S. 66-83). London.
- Dickmann-Boßmeyer, A. (03 2000). Ungewollt kinderlos - Krise und Chance. *Beratung Aktuell*, S. 173-189.
- Dienel, C. (2002). *Familienpolitik. Eine praxisorientierte Gesamtdarstellung der Handlungsfelder und Probleme*. Weinheim München.

- du Bois-Reymond, M. (2004). *Kernfeld Europa*. Wiesbaden.
- Dunn, J. (1988). *The Beginnings of Social Understanding*. Oxford.
- Edwards, R., Hadfield, L., & Mauthner, M. (2005). *Children's Understanding of their sibling relationships*. London.
- Eggen, B. (2006). *Kinderreiche Familien*. Wiesbaden.
- Familiensoziologie, S. (2007). Die Zukunft der Familie - Szenarien und Prognosen. *Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (S. 296 ff). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geller, H. (1997). *Kinderreiche Mütter. Lebensentwürfe, Probleme und Perspektiven*. Opladen.
- Grunert, C., & Krüger, H.-H. (2006). *Kindheit und Kindheitsforschung in Deutschland*. Opladen.
- Hackauf, H., & Winzen, G. (2004). *Gesundheit und soziale Lage von jungen Menschen in Europa*. Wiesbaden.
- Hildenbrand, B. (2005). *Einführung in die Genogrammarbeit*. Heidelberg.
- Hinde, R. A., & Stevenson-Hinde, J. (1988). *Relationships within Families. Mutual Influences*. Oxford.
- Hungerland, B. (2002). *Wie viel Zeit für's Kind? Zur gesellschaftlichen Produktion generationaler Ordnung durch elterliche Zeitinvestition. Dissertation*. Uni Wuppertal.
- Keller, H. (. (1998). *Lehrbuch Entwicklungspsychologie*. Bern.
- König, K. (2004). *Brothers and Sisters. The Order of Birth in the Family*. UK.
- Kreyenfeld, M., & Huinink, J. (2003). Der Übergang zum ersten und zweiten Kind. In W. Bien, & J. H. Marbach, *Partnerschaft und Familiengründung* (S. 43-64). Opladen.
- Lehmkuhl, U. (Basel. 20.Jg 1995). Die Bedeutung der Geschwisterkonstellation aus psychotherapeutischer Sicht. *Zeitschrift für Individualpsychologie*, S. 195-207.
- Lehmkuhl, U., & Lehmkuhl, G. *Die Bedeutung von Geschwistern in der Psychotherapie*. Manuskript.
- Leipert, C. (2003). *Demographie und Wohlstand*. Opladen.
- Lewin, V. (2004). *The Twin in The Transference*. London.
- Mayall, B., & Zeiher, H. (2003). *Childhood in generational Perspective*. London.
- Michelmann, H., & Himmel, W. (2007). *Reproduktionsmedizin in Deutschland - Besonderheiten und Dilemmata*. Allgemeinmedizin Universität Göttingen.
- Petri, H. (2006). *Geschwister. Liebe und Rivalität*. Stuttgart.
- Peuckert, R. (2007). Zur aktuellen Lage der Familie. In J. (. Ecarius, *Handbuch Familie* (S. 36-56). Wiesbaden.
- Rich Harris, J. (2000). *Ist Erziehung sinnlos?* Hamburg.
- Schaffer, R. H. (1996). *Social Development*. Oxford.
- Schirrmacher, F. (2006). *Minimum*. München.
- Schneewind, K. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart: 2. überarbeitete Auflage.

Shell, D. (2000). *Jugend 2000*. Opladen.

Slater, A., & Lewis, M. (2002). *Introduction to Infant development*. Oxford.

Sohni, H. (2004). *Geschwisterbeziehungen in Familien, Gruppen und in der Familientherapie*. Göttingen.

Stewart, R. B. (1990). *The second child. Family Transition and adjustment*. Sage Publ.USA.

Stierlin, H. (2005). *Gerechtigkeit in nahen Beziehungen*. Heidelberg.

Stocker. (35 Jg. 8 1994). Children's Perceptions of Relationships with Siblings, friends and Mothers. Compensatory Patterns and Links with Adjustment. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, S. 42-55.

Sulloway, F. (1999). *Der Rebell der Familie*. Berlin.

Szasz, S. (1985). *Körpersprache unter Geschwistern*. Bergisch-Gladbach: Lübbe.

Welter-Enderlin, R., & Hildenbrand, B. (2006). *Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände*. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.

Ziegenhain, U., & et.al., F. M. (2006). *Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern*. Weinheim.